

Gertrud Achinger

KURATEL UND FÜRSORGE

Studien- und Lebensbedingungen
afrikanischer Studierender in Leipzig und
Ostberlin vor und nach der Wende

Auszeit 28, Nr. 3/4
31. Jg. 1993

A
U
S
Z
E
I
T

WUS

World University Service

A U S Z E I T

auszählen (sw, V.), (Boxen: Ein am Boden liegender, hockender, sitzender Boxer wird vom Ringrichter im Sekundentempo von 1 bis 9 ausgezählt, bei 10 ist er ausgezählt und der Kampf ist beendet (Knock-out).

Auszeit, die;-; -en (Basketball, Volleyball): Pause, Spielunterbrechung, die einer Mannschaft nach bestimmten Regeln zusteht. Die A. ist e. wesentliche Maßnahme, um auf das Geschehen Einfluß zu nehmen. Auszeit wird genommen, um taktische Maßnahmen für den Angriff oder die Verteidigung zu besprechen, der Mannschaft eine Erholungspause zu verschaffen, bei hektischer Spielweise das Spiel zu beruhigen, den Spielfluß des Gegners zu unterbrechen und die Mannschaft psychisch wieder aufzurichten.

Die Auszeit ist nur effektiv, wenn sie optimal genutzt wird. Taktische Anweisungen werden möglichst knapp und klar gegeben.

auszementieren (sw. V.): die Innenseite von etw. mit einer Zementschicht versehen: einen Schacht, einen Keller auszementieren.

IMPRESSUM

Herausgeber World University
Service (WUS)
Goebenstraße 35
65195 Wiesbaden
Tel.: 0611/446648

Redaktion Kambiz Ghawami
Günther Boege

Satz Heinz Müller
Evi Beisiegel
Wiesbaden/Mainz

Titel AG für Design und
Kommunikation
Wiesbaden

Druck Gegendruck
Scharnhorststraße 9
65195 Wiesbaden
Tel.: 0611/441320

Bezug WUS

Alle Rechte vorbe-
halten. Nachdruck
mit Quellenangaben
erlaubt gegen
Übersendung von
zwei Belegexempla-
ren

Gertrud Achinger

**KURATEL UND FÜRSORGE -
Studien- und Lebensbedingungen afrikanischer
Studierender in Leipzig und Ostberlin vor und nach der
Wende.**

AUSZEIT 28, Nr. 3/4, 31. Jahrgang 1993

Inhalt

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Tabellen

Zu diesem Heft 9

- 1. Entstehung und Verlauf des Projekts**
- 1.1. Untersuchungsmethoden 17
- 1.1.1. Die standardisierte Umfrage 17
- 1.1.2. Persönliche Interviews und Gruppendiskussionen 20
- 1.2. Aufbereitung der Daten 20

- 2. Fragestellungen und theoretische Basis der Studie**
- 2.1. Die Rolle des Ausländerstudiums im politischen und ideologischen System der DDR 23
- 2.2. Integration der Studierenden in die DDR-Gesellschaft 25

- 3. Die Studienbedingungen vor und nach der Wende**
- 3.1. Soziale Voraussetzungen der Studierenden 33
- 3.1.1. Regionale und soziale Herkunft der Befragten 33
- 3.1.2. Bildungsvoraussetzungen 34
- 3.1.3. Informationen über die DDR vor Beginn des Studiums 36
- 3.1.4. Finanzierung des Studiums 38

A
U
S
Z
E
I
T

3.1.5.	Vorbereitung in der Heimat auf die Studienanforderungen	38
3.1.6.	Sprachkenntnisse vor der Ankunft	39
3.1.7.	Vorstellungen von der DDR vor der Ankunft	39
3.1.8.	Erste Kontakte mit der DDR-Realität	40
3.2.	Sprachausbildung im Herder-Institut	41
3.3.	Fachstudium an der Universität oder Hochschule	43
3.3.1.	Vergleich zwischen der Schul- und Studienorganisation in der Heimat und in der DDR	43
3.3.2.	Veränderung der Studienorganisation nach der Wende	46
3.3.3.	Veränderung der Studieninhalte und -anforderungen nach der Wende	47
3.3.4.	Besprechen von Studienproblemen	49
3.3.5.	Besondere Hilfen für afrikanische Studierende	51
4.	Soziale Integration der Studierenden - die Dialektik von Betreuung und Kontrolle	51
4.1.	Soziale Kontakte im Herder-Institut	52
4.1.1.	Kontakte zu Lehrenden im Herder-Institut	53
4.1.2.	Die Dialektik von Betreuung und Kontrolle im Herder-Institut	54
4.1.3.	Kontakte zur deutschen Bevölkerung während der Sprachausbildung	58
4.2.	Soziale Kontakte im Fachstudium	59
4.2.1.	Anpassungsprobleme zu Beginn des Studiums und heute	59
4.2.2.	Ideologische und politische Kontrolle während des Fachstudiums	62
4.2.2.1.	Die FDJ, die nationalen Studentenkomitees und das internationale Studentenkomitee	63
4.2.2.2.	Kontrolle durch die nationalen Botschaften	66
4.2.3.	Die Kontakte zu den Lehrenden	68
4.2.4.	Die Kontakte der afrikanischen Studierenden zu deutschen Studierenden	69
4.2.4.1.	Soziale und politische Kontrolle durch deutsche Studierende	74
4.3.	Veränderung der sozialen Kontakte nach	

der Wende	78
4.3.1. Kontakte zu den Landsleuten nach der Wende	76
4.3.2. Kontakte zum Heimatland nach der Wende	77
4.4. Außeruniversitäre Kontakte zu Deutschen	78
4.4.1. Außeruniversitäre Kontakte während der DDR-Zeit	80
4.4.2. Außeruniversitäre Kontakte nach der Wende - Diskriminierung und ihre Folgen	83
4.4.2.1. Diskriminierung in der Öffentlichkeit	83
4.4.2.2. Diskriminierung in der Universität	87
4.4.3. Erklärungsmuster für Rassismus	89
4.4.4. Folgen der Diskriminierung	91
5. Partnerbeziehungen der Studierenden	94
5.1. Partnerbeziehungen afrikanischer Studenten zu deutschen Frauen	99
5.1.1. Gründe für das Interesse afrikanischer Studenten an Beziehungen zu deutschen Frauen	100
5.1.2. Charakterisierung der deutschen Partnerinnen	103
5.1.3. Belastungen der Partnerbeziehung durch Diskriminierung	106
5.1.4. Die interne Dynamik der Beziehungen zwischen afrikanischen Studenten und ihren deutschen Partnerinnen	109
5.2. Die Partnerbeziehungen der afrikanischen Studentinnen	118
5.2.1. Beziehungen zu einem Partner aus dem Heimatland	118
5.2.2. Partnerbeziehungen zwischen afrikanischen Frauen und deutschen Männern	123
6. Rückkehr ins Heimatland	
6.1. Kontakte zum Heimatland	126
6.2. Berufliche Integration im Heimatland	128
6.2.1. Allgemeiner Nutzen des Aufenthalts in Deutschland	129
6.2.2. Schwierigkeiten bei der Rückkehr	129

6.3.	Kontakte zu Deutschland nach der Rückkehr	133
6.3.1.	Rolle der Gastuniversität für die berufliche Integration	134
6.3.2.	Integrationshilfen der Heimatländer	137
7.	Zusammenfassung der Ergebnisse	139
7.1.	Studienvoraussetzungen und -erwartungen	139
7.2.	Soziale Integration der Studierenden	140
7.3.	Studienorganisation und Studienleistungen	141
7.4.	Rückkehr ins Heimatland	142
	Anhang	
	Literaturverzeichnis	143
	Verzeichnis der lieferbaren "Auszeit"-Hefte	146

Verzeichnis der Tabellen

- Tab. 1: Berufe der Eltern des Studierenden
- Tab. 2: Hat ein(e) Verwandte(r) von Ihnen studiert?
- Tab. 3: Es fühlten sich 'gut' oder 'so weit wie möglich' unterrichtet über:
- Tab. 4: Bei wem informiert? ('gut' oder 'so weit wie möglich')
- Tab. 5: Es waren in der Heimat vorbereitet auf:
- Tab. 6: Sprachkurse während des Studiums notwendig ...
- Tab. 7: Es sind heute mit der Studienorganisation zufrieden ...
- Tab. 8: Es gibt jetzt Arbeitsformen ...
- Tab. 9: Studieninhalte sind ... (in % der Befragten):
- Tab. 10: Allgemeine Veränderungen der Anforderungen
- Tab. 11: Veränderungen der Leistungsanforderungen
- Tab. 12: Es besprechen Studienprobleme mit:
- Tab. 13: Sind die Kommilitonen mit denen Sie Ihre Studienprobleme besprechen ...
- Tab. 14: Schwierigkeiten zu Beginn und heute mit ...
- Tab. 15: Schwierigkeiten im Umgang mit
- Tab. 16: Folgen der Diskriminierung
- Tab. 17: Wie sind die Kontakte zwischen ausländischen und deutschen Studenten?
- Tab. 18: Außeruniversitäre Kontakte zu Deutschen
- Tab. 19: Die Diskriminierung ist heute ...
- Tab. 20: Diskriminiert fühlen sich heute:
- Tab. 21: Es fühlen sich diskriminiert im Alltag durch:
- Tab. 22: Diskriminierung in der Universität heute:
- Tab. 22a: Diskriminierung in der Universität heute verglichen mit der DDR-Zeit:
- Tab. 23: Als Formen der Diskriminierung in der Universität gaben an:
- Tab. 24: Diskriminierung sehen im:
- Tab. 25: Freizeitbeschäftigungen mehrmals in der Woche oder im Monat:
- Tab. 26: In formalisierten Vereinen waren Mitglieder ...
- Tab. 27: Verbringen Sie Ihre Freizeit mit ihrer

- Partnerin/Ihrem Partner?
- Tab. 28: Heterosexueller Partner/Partnerin beim Tanzen / Flirten / Freizeitbeschäftigung:
- Tab. 29: Ich gehe nur mit einer/einem gleichgeschlechtlichen Partner / Partnerin aus.
- Tab. 30: Haben Sie einen deutschen Freund/eine deutsche Freundin?
- Tab. 31: Werden Sie Ihren deutschen Freund/Ihre dt. Freundin heiraten?
- Tab. 32: Würden sie allgemein einen Deutschen/eine Deutsche heiraten?
- Tab. 33: Wie wird die Verbindung einer afrikanische Frau mit einem deutschen Mann bzw. eines afrikanischen Mannes mit einer deutschen Frau von Deutschen und Afrikanern gesehen?
- Tab. 34: Würden Sie mit Ihrem deutschen Mann/Ihrer deutschen Frau in Ihre Heimat zurückkehren?
- Tab. 35: Informationen täglich mehrmals in der Woche/im Monat ...
- Tab. 36: Kontakt zu Familie und Freunden durch ...
- Tab. 37: Allgemeiner Nutzen des in Deutschland Gelernten
- Tab. 38: Erwartete Schwierigkeit nach der Rückkehr
- Tab. 39: Auswirkung der Neuorganisation des Studiums auf die persönlichen Berufschancen
- Tab. 40: Es fühlen sich auf ihren Beruf zuhause vorbereitet:
- Tab. 41: Welche Maßnahmen von offizieller deutscher Seite wünschen Sie sich zur Fortführung der Kontakte?

ZU DIESEM HEFT

Dieses Heft der AUSZEIT erscheint mit nur einem Beitrag. Wir veröffentlichen die Studie über die Erfahrungen afrikanischer Studenten an den Universitäten Leipzig und Ost-Berlin (DDR) vor allem deshalb hier, weil ihre Ergebnisse die gegenwärtigen Bemühungen der Zeitschrift unterstützen, die Rahmenbedingungen des sogenannten Ausländerstudiums klarer als bisher zu formulieren.

Dies gilt nicht nur für die Studieninhalte, die bekanntlich grundsätzlich nicht auf die spezifischen Interessen der "Entsendeländer" eingehen, schon gar nicht auf die besonderen Bedürfnisse des einzelnen Studierenden - von wenigen punktuellen Ausnahmen abgesehen, die ohnehin meist auf persönlicher Initiative beruhen. Es gilt auch für die kulturellen und sozialen Formen, die ein Studium als Identitätsbildung befördern, aber eben auch verhindern können.

Die vorliegende Studie eines Teams unter Leitung von Gertrud Achinger vom Fachbereich Erziehungswissenschaften I der Universität Hannover belegt einmal mehr, daß ein Ausländerstudium in materieller Absicherung, aber fremdbestimmt und in einer ziemlich umfassenden sozialen Ausgrenzung weder individuell noch gesellschaftlich befriedigend ist. Die ausländischen Studierenden, die sich in dieser Studie äußern, beklagen immer wieder ihr einseitiges soziales Leben zwischen Wohnheim und Hochschule. Sie erwähnen allerdings nicht die gegenseitige Abhängigkeit von individueller isolierter Situation und der Angepaßtheit des Studiums, die letzten Endes ja

eine erzwungene und jederzeit durch das Gastland (häufig natürlich auch durch die jeweiligen Ländervertretungen) kontrollierte Angepaßtheit war - Loyalität gegenüber dem früheren Gastgeber?

Es ist nur scheinbar paradox, daß die Mischung aus Wohlverwahrtheit und politischer Kontrolle, in der das Ausländerstudium in der DDR organisiert war, in ähnlicher Weise zu einer Gettoisierung der ausländischen Studierenden führte, wie der fast vollständige Mangel an Fürsorge gegenüber den ausländischen Studierenden in der Bundesrepublik. Beide Wege zum Getto, ob nun politisch gewollt wie in der DDR oder eher aus mangelndem Interesse, gewissermaßen systemimmanent, weil nicht unmittelbar verwertbar, bedeuten nicht nur eine enorme Einschränkung von Erkenntnismöglichkeiten auf **deutscher** wie auf **ausländischer** Seite, weil die dafür notwendige gemeinsame Auseinandersetzung als eine Art kultureller Dialektik bewußt oder unbewußt ausgeblendet wird, sie bewirkt vor allem auch eine Stigmatisierung der an diesem Prozeß beteiligten Minderheit, die ausländischen Studierenden, und provoziert schon allein dadurch ständig Anlässe für ausländerfeindliche Anmache. Was diese angeht, nehmen die Studenten dann allerdings kein Blatt vor den Mund - es geht ja um ihren eigenen Alltag!

Und ein zweites läßt die Studie gut erkennen: Ausländerfeindlichkeit in der Gesellschaft, Rassismen im Studium, an den Hochschulen, fixieren sich nicht an der Hautfarbe. Was hier die afrikanischen Studierenden als ihren Alltag beschreiben, beschreiben die anderen ausländischen Studenten mit ganz ähnlichen Worten und Situationen: Sie sind Fremde in diesem Land und werden in ihrer Anders-

artigkeit nicht akzeptiert - und deshalb permanent links liegengelassen.

Diese traditionelle und anscheinend auch spezifisch deutsche Haltung gegenüber den ausländischen Studierenden und allen Ausländern schlechthin, die hier leben und arbeiten, aufzulösen, Fremdes nicht von vornherein und mystifizierend als Bedrohung zu sehen und auszugrenzen, sondern sich mit ihm neugierig und kreativ auseinanderzusetzen, ist aber der einzige Weg, aus der gegenwärtigen heillosen Situation herauszukommen, in der Irrationalitäten nicht als solche erkannt werden - häufig nicht erkannt werden wollen.

Dazu ist es freilich nötig, allen Ausländern erst einmal die Möglichkeiten zuzugestehen, sich, ihre Probleme, Wünsche und Vorstellungen so darzustellen, wie es ihrer spezifischen Erfahrung entspricht - nicht primär der unseren.

Zumindest im Hochschulbereich, der ja stets Rationalität für sich beansprucht hat, sollte dies Selbstverständlichkeit sein. Aber auch dort ist es mit Zuhören und vernünftigem Diskurs allein nicht getan. Den ausländischen Studierenden sollten die Voraussetzungen für ein autonomes Studium und für ein vorurteilsloses Lernen zugestanden werden, wie sie auch für deutsche Studenten gelten.

Das heißt zunächst einmal, sie als das zu respektieren, was sie sind, auch wenn das, was sie sind, uns zunächst einmal befremden mag: sie sind anders, weil die Verhältnisse, aus denen sie kommen, anders sind. Zweitens: Der Makel der Unerwünschtheit muß beseitigt werden, der sich zum Beispiel in dem Zwang einer besonders rigiden Studienpla-

nung (gegenüber den deutschen Kommilitonen) ausdrückt. Oder wie soll man die Auflage, etwa einen Studienplatzwechsel nur während der ersten drei Semester zuzulassen (sonst droht Ausweisung!) anders benennen? Drittens: Die ausländischen Studienbewerber sollten ermutigt und jederzeit unterstützt werden bei ihrem Studium der deutschen Sprache. Es ist allgemein bekannt, daß die meisten Studenten, die zum Zwecke des Studiums in die Bundesrepublik kommen, wenig kompetent in der deutschen Sprache sind. Das erklärt sich aus der Tatsache, daß Deutschland im allgemeinen nicht die erste Option als Studienland ist und daß in den sogenannten Herkunftsländern die Möglichkeit, Deutsch zu lernen, nur wenig vorhanden ist. Selbst für die Aufnahme in eine propädeutische Einrichtung wie das "Studienkolleg für ausländische Studierende" wird jedoch eine bestimmte Kompetenz verlangt. Woher sie der ausländische Studienbewerber aber beziehen soll, wird nicht ausgesprochen. So ist er auf die privaten Sprachschulen angewiesen, die nicht nur viel Geld kosten, sondern auch in ihrer Qualität nicht öffentlich kontrolliert werden und häufig minderwertig sind. Die Landessprache möglichst gut zu erlernen, ist nicht nur notwendig, um die eigenen Interessen und Ansprüche öffentlich nachhaltig darstellen zu können, sondern vor allem um das Gastland verstehen zu lernen, seine Politik, seine Kultur, sein gesellschaftliches Leben, eben auch Studienorganisation und Studieninhalte.

Das sind die Voraussetzungen, um das Eintauchen in eine Gettosituation zu verhindern, teilnehmen zu können am öffentlichen Leben und den öffentlichen Auseinandersetzungen der Hochschulen, sich selbst wehren zu können gegen rassistische Zumutungen. Aber diese Vorausset-

zungen müssen erst einmal geschaffen werden - und dafür ist zunächst das "Gastland" verantwortlich, die jeweilige Hochschule, die Dozentenschaft, die deutschen Kommilitonen und Kommilitoninnen, die Auslandsämter, Studentengemeinden, Studentenschaften, Studienkollegs, die einschlägigen Fördervereine.

Die afrikanischen Studenten, von denen in dieser Studie die Rede ist, sind fast durchweg Staatsstipendiaten, sie genossen gegenüber ihren deutschen Kommilitonen und Kommilitoninnen an den Hochschulen der DDR häufig eine gewisse materielle Bevorzugung: die DDR als Staat war an ihnen interessiert - und nicht nur an ihren Devisen. Sie sah sie als Repräsentanten ihrer Länder: Somalia, Zimbabwe, Sudan, Mozambik, Ghana, Kamerun usw., mit denen sie gute Beziehungen anstrebte und dafür etwas zu tun bereit war. Die Studenten waren entsprechend auch freier in ihren Handlungsspielräumen als ihre deutschen Mit-Studenten, mit ihren Pässen konnten sie zum Beispiel auch das westliche Ausland besuchen. Sie brauchten sich nie um das Dach über dem Kopf Gedanken machen. Die meisten von ihnen konnten sich, wenn sie einsam waren und Hilfe benötigten, auf starke Landsmannschaften beziehen, von denen ihnen Solidarität zuteil wurde. Ihnen standen zur Bewältigung der Alltagsprobleme fast jederzeit deutsche Helfer zur Seite, studentische Tutoren oder Vertrauensdozenten, und auch das Erlernen der deutschen Sprache als wichtige Voraussetzung eines eigenständigen Studiums wurde von ihrem Gastland nicht dem Zufall oder dem einzelnen überlassen, sondern fand sorgfältig und personell aufwendig geplant in Intensivkursen vor und während des Studiums statt.

Trotzdem hat man bei den Beschreibungen ihres Alltags nicht den Eindruck, daß es den afrikanischen Studenten in der DDR gut gegangen ist.

Insofern unterscheiden sie sich kaum von den anderen ausländischen Studenten und ihren Berichten, ob schwarz, gelb, braun oder weiß. Und vor allem: Ihre Reaktion auf ihre Studienverhältnisse unterscheidet sich nicht wesentlich von den ausländischen Studierenden in Westdeutschland. Auch die Begründungen ihres Unbehagens und ihrer Kritik am Gastland sind praktisch identisch mit denen der ausländischen Studenten in der Bundesrepublik. Sie konzentrieren sich nämlich hauptsächlich auf die Tatsache ihrer sozialen Ausgrenzung - innerhalb und außerhalb der Hochschule. Explizite Hinweise auf Einladungen zum Weihnachtsessen in deutschen Gastfamilien und ähnliche ausländisch-deutsche Begegnungen unterstreichen die Schwere des Vorwurfs.

Das ist alles zunächst einmal sehr erstaunlich. Erstens natürlich deshalb, weil wider Erwarten ihre Hautfarbe bei der Frage der alltäglichen Anfeindungen offenbar keine dominante Rolle spielt. Es ist nicht so, daß je dunkler die Hautfarbe, desto größer die potentielle Gefährdung. Xenophobie fixiert sich in Deutschland anscheinend nicht so sehr an der Hautfarbe als an dem Fremden ganz allgemein. Zum anderen - und das ist der gravierendere Punkt - ist das Sich-Wohlfühlen in der Bundesrepublik für Ausländer ein Aggregatzustand, dessen Stabilität nicht davon abhängt, in welcher materiellen Bequemlichkeit gelebt wird. Wir wissen das im Grunde genommen alle und dennoch überrascht es uns immer wieder: Glück und Glückseligkeit oder, weniger pathetisch, Wohlsein, hat nichts zu

tun mit sorgenfreiem, zumindest wohlorganisiertem Leben, sondern viel mehr mit dem Gefühl, Herr/Frau seiner freien Entscheidung zu sein, seinen Alltag selbst kontrollieren zu können usw.

Die vorliegende Arbeit macht klar, daß das Studium in der DDR vorgeprägt war, und zwar unabhängig vom Interesse und Bedürfnis des einzelnen ausländischen Studenten, und daß das grundsätzliche Kriterium eines wissenschaftlichen Studiums weithin fehlte, nämlich die Möglichkeit einer kontinuierlichen Entfaltung selbständigen Denkens und Handelns. Entscheidendes war von außen gesteuert. Es ist sicherlich für junge Menschen selbst aus grundsätzlich gegängelten Gesellschaften eine sehr verunsichernde und schmerzliche Erfahrung, daß vertraute Personen, Tutoren, Vertrauensdozenten, ja selbst Freunde, Freundinnen, Ehepartner, den staatlichen Auftrag hatten zu kontrollieren - und dies auch taten!

Wie gesagt, es ist nur scheinbar widersinnig, daß sich die Erfahrungen der Studierenden "hüben" und "drüben" in diesem Punkt der Unfreiheit des Studiums decken. Nur, was in der DDR die fast lückenlose Regulierung des Alltags war, vom Staat organisiert und verantwortet, und dadurch persönliche Unfreiheit provozierte, ist in West-Deutschland Vogelfreiheit, in der der einzelne Student derart auf sich allein gestellt und von der Organisation seines ordinären Alltags derart absorbiert zu werden droht, daß er selten in der Lage ist, seiner Freiheit zu leben.

Vielleicht dient die konkrete Erfahrung beider Extreme endlich zu einem längst fälligen Überdenken des Ausländerstudiums, in dem individuelle Eigenverantwortlichkeit

und staatliche Fürsorge für die studentischen Gäste eine so menschenfreundliche Verbindung eingehen müßten, daß sich ausländische Studierende in den Studieninhalten auch wiederfinden oder beispielsweise bei einer verhaunenen Klausur nicht mehr fragen müssen, ob sie denn damit jetzt ihre Aufenthaltsgenehmigung selbst verspielt haben.

DIE REDAKTION

1. Entstehung und Verlauf des Projekts

Das Projekt, die Situation afrikanischer Studierender in der Wendesituation beim Übergang des sozialistischen Hochschulsystems der DDR zum bundesrepublikanischen Hochschulsystem zu untersuchen, hat sich aus der Kooperation der Universität Hannover mit der Universität Leipzig ergeben. Es wurde von der Arbeitsgruppe Interkulturelle Bildung und Entwicklungspädagogik des Fachbereichs Erziehungswissenschaften I zusammen mit der Deutsch-Ausländischen Studiengesellschaft e.V. an der Universität Leipzig, vertreten durch Frau Dr. Dagmar Langer und Herrn Dr. Jürgen Zschalich, durchgeführt. Wertvolle Hilfe leistete auch der Ausländerbeauftragte der Humboldt-Universität, Herr Dr. S. V. Skorynin. Das Projekt litt unter den typischen Problemen unterfinanzierter Kleinprojekte und mußte zudem durch das vorzeitige Ausscheiden von Günter von Kim, des hauptverantwortlichen Mitarbeiters in Hannover, unterbrochen werden. Deshalb wurde der ursprüngliche Plan, die Situation der afrikanischen Studierenden an ostdeutschen Hochschulen mit der Situation an westdeutschen Hochschulen direkt zu vergleichen, aufgegeben. Das erschien auch deshalb sinnvoll, weil nicht zu erwarten war, daß über die in der HIS-Studie¹ von 1983/84 hinausgehende neue Erkenntnisse zutage treten würden. Stattdessen wurde die Datenerhebung neben den beiden Universitäten in Leipzig und Berlin auf die Pädagogische Hochschule Leipzig und die Fachhochschule für Ökonomie in Ostberlin ausgedehnt.

1.1. Untersuchungsmethoden

1.1.1. Die standardisierte Umfrage

Das Datenmaterial umfaßt eine standardisierte Umfrage, narrative Interviews und drei Gruppendiskussionen. Ein erster Entwurf des Fragebogens wurde nach einer Analyse vergleichbarer Studien an westdeutschen Hochschulen in Hannover von Günter von Kim und Gertrud Achinger erstellt. Er wurde mit den Mitgliedern der Deutsch-Ausländischen Studiengesellschaft an der Universität Leipzig eingehend diskutiert und modifiziert. Die endgültige Fassung wurde in Hannover gedruckt und in Leipzig über die Deutsch-Ausländische Studiengesellschaft im Sommer-

1 Vgl. Literaturverzeichnis

semester 1991 an alle afrikanischen Studierenden aus den Ländern südlich der Sahara, einschließlich des Sudan, verteilt. Die Fragebögen sollten in einem anonymen Umschlag an die Deutsch-Ausländische Studiengesellschaft zurückgegeben werden, außerdem bestand die Möglichkeit, sie an den Fachbereich Erziehungswissenschaften I der Universität Hannover zu schicken. Bis zum September 1991 schien uns die Rücklaufquote gering, deshalb wurden die Fragebögen in Berlin vom Hannoveraner Projektteam direkt in ausgesuchten Wohnheimen an die afrikanischen Studierenden verteilt². Sie konnten ebenfalls an die Universität Hannover zurückgeschickt oder dem Projektteam im Rahmen einer allgemeinen Diskussionsveranstaltung in einem anonymen Umschlag ausgehändigt werden. Insgesamt erhielten wir 100 Fragebogen von männlichen und 19 von weiblichen Studierenden ausgefüllt zurück. Das ergibt eine Rücklaufquote von 18% in Leipzig und 20% in Ostberlin. Sie ist höher als der Durchschnitt bei studentischen Umfragen: das HIS erzielte 1984 einen Rücklauf von 9,4% bei ausländischen und rd. 6% bei Studierenden aus Entwicklungsländern³; sie blieb jedoch hinter unseren Erwartungen zurück. Als Gründe für die begrenzte Rücklaufquote in beiden Städten vermuten wir die Furcht der Studierenden vor schriftlicher Festlegung und die Bedenken der Befragten, vor allem in Leipzig, die ihnen zugesicherte Anonymität könne mit statistischen Methoden durchbrochen werden. In Ostberlin fiel die Aktion in die Ferienzeit, sodaß viele Studierende nicht am Studienort waren. Generell zeigten die Studierenden gegenüber der schriftlichen Befragung sehr viel höhere psychologische Barrieren als gegenüber dem mündlichen Interview, obwohl im letzteren die Anonymität des Interviewpartners überhaupt nicht gewahrt werden kann. Das läßt sich vielleicht durch die Fremdheit der schriftlichen Befragung gegenüber der Vertrautheit des persönlichen Gesprächs und seinem hohen Rang in der afrikanischen Kultur erklären.

Es kostete die Studierenden ein bis zwei Stunden, die 99 Fragen und zahlreichen Unterfragen des fast unzulässig komplexen Fragebogens zu

2 Zunächst war vorgesehen, die Fragebögen über den Ausländerbeauftragten, verbunden mit der Stipendienauszahlung, zu verteilen. Dieser Plan wurde aus psychologischen und zeitlichen Gründen fallengelassen. Das Anschreiben war jedoch auch von Herrn Dr. Skorynin unterschrieben.

3 HIS-Studie, S.41

beantworten. Er wurde dennoch von 62% der Befragten für nützlich und nur von 6% für sinnlos gehalten; 15% der Befragten hielten einzelne Fragen für sinnlos und 30% manche Fragen für zu privat. Zwanzig Studierende machten Angaben über Fragen, die ihrer Meinung nach fehlten. Der hohe Anteil der Befragten, die einige Fragen für zu privat hielten, mag ein Hinweis darauf sein, warum andere Studierende es abgelehnt haben, den Fragebogen zu beantworten. Insgesamt wurde der Fragebogen positiv beurteilt, trotz begründeter Skepsis, daß sich durch diese Aktion besonders die soziale Situation der afrikanischen Studierenden verbessern lasse. Das zeigen einige der zahlreichen persönlichen Anmerkungen zum Fragebogen:

- Ich finde es gut, wenn man sich um die Gäste kümmert!!
- Fehlende Fragen zum persönlichen Engagement bei der Überwindung von Schwierigkeiten.
- Fehlen Fragen über unsere Meinungen über Deutsche!
- Welche konkrete Ereignisse können wir nach dieser Äußerung erwarten? Werden Sie jetzt ein praktisches Programm durchsetzen oder nur einfach eine Propaganda?
- Ich interessiere mich für die Folge dieser Arbeit, darum bitte ich Sie um Informationen.
- Vorschläge gegen Diskriminierung könnten auch gesammelt werden.
- Fehlen Informationen, was der Fachbereich Erziehungswissenschaften tun kann, z.B. bei evtl. Verlängerung des Studiums (Finanzierung). Man hat nicht gefühlt, daß Sie unsere Lebensbedingungen in Deutschland verbessern wollen, wie Sie es angedeutet haben (es war das Ziel). Sie haben uns nicht die Wahrheit gesagt über das Ziel. Schade.
- Fehlen Fragen über Wohnbedingungen (Internatsproblem).
- Bitte vermeiden Sie persönliche Fragen wie Muttersprache.
- Alle Fragen sind sehr wichtig, Ich hoffe, daß nach diesen Forschungsergebnissen das Leben der ausländischen Studenten verbessert wird.
- Ich würde gerne glauben, daß Ihre Organisation eine Menge tun könnte, um Ausländern in diesem Land zu helfen mit einigen unmenschlichen Wesen.
- Es sollte viel über Afrika publiziert werden, nicht nur über Äthiopien, Somalia, wo wir natürlich wissen, daß die Leute "hungern."
- Es ist hohe Zeit, daß die Ostdeutschen ein wahres Bild der afrikanischen Länder bekommen. Einigen von uns geht es besser als den

- Leuten, die über uns lachen, weil wir aus Afrika kommen.
- Es wäre schön, wenn die Probleme, die genannt sind, gelöst werden könnten.
 - Ich glaube, daß diese Forschung eine sehr wichtige ist, deshalb machen Sie es weiter, wenn es möglich ist.
 - Die Fragen sind so gut gestellt, daß man sofort weiß, wer was geschrieben hat!!
 - Ich bedanke mich für die Bemühungen gegenüber den ausländischen Studenten.

1.1.2. Persönliche Interviews und Gruppendiskussionen.

Im September 1991 wurden von dem Hannoveraner Projektteam ausführliche mündliche Interviews mit 14 männlichen und 9 weiblichen Studierenden der Universität und der Pädagogischen Hochschule Leipzig, der Humboldt-Universität und der Fachhochschule für Ökonomie in Berlin sowie drei Gruppendiskussionen durchgeführt, davon zwei mit Studierenden der Universität Leipzig und eine mit Studierenden der Humboldt-Universität Berlin. Die Interviewpartner wurden von uns in Leipzig in der Mensa und in ausgesuchten Wohnheimen angesprochen, während in Berlin vor allem während der Verteilung der Fragebögen Interviewpartner gewonnen wurden. Die Interviews dauerten zwischen 45 Minuten und zwei Stunden. Die Gruppendiskussionen in Leipzig wurden an zwei Abenden in einem Wohnheim von uns bekannten Studenten organisiert. In Ostberlin war die Gruppendiskussion mit der Rückgabe der Fragebogen verbunden. Während in der standardisierten Umfrage vor allem die Studienorganisation in der alten DDR und die durch die Wende eingetretenen Veränderungen im Mittelpunkt standen, ging es in den mündlichen Interviews und den Gruppendiskussionen vor allem um die Sprachausbildung im Herder-Institut, ideologische Kontrolle, Diskriminierung und die sozialen Kontakte der Studierenden. Einige Komplexe, wie die Diskriminierung im Alltagsleben und die Probleme der Reintegration im Heimatland, wurden im Fragebogen und in den Interviews angesprochen.

1.2. Aufbereitung der Daten

Die Befragung kann wegen der begrenzten Zahl von Fragebögen nicht

den Anspruch erheben, einen repräsentativen Querschnitt der afrikanischen Studierenden aus den Ländern südlich der Sahara erfaßt zu haben. Es ist anzunehmen, daß vor allem die sprachgewandteren Studierenden, die gleichzeitig länger in der DDR waren, den Fragebogen ausgefüllt haben. Auch die Bereitschaft zu einem persönlichen Interview hing von der Länge des Aufenthalts in der DDR und der Sprachgewandtheit der Studierenden ab. In Berlin wurde die Repräsentativität zudem durch die Tatsache gemindert, daß wir den Fragebogen nur an Studierende in ausgesuchten Wohnheimen verteilt haben, die zudem im September 1991 am Studienort anwesend waren. Wir halten diese Einschränkung jedoch nicht für gravierend, denn bestimmte Strukturen des Ausländerstudiums waren typisch für die gesamte DDR, und die angesprochenen sozialen Probleme betreffen ebenfalls alle afrikanischen Studierenden. Allerdings verbieten sich Differenzierungen der Ergebnisse und ihrer Interpretation nach Ländern, Sprachregionen und weitgehend auch nach Studienfächern. Erst im Sommersemester 1992 konnte die EDV-Auswertung der standardisierten Umfrage am Regionalen Rechenzentrum in Hannover erfolgen und die mündlichen Interviews von den Kassetten abgeschrieben werden. Durch die Vielzahl der Probleme in der Durchführung des Projekts hat sich die ursprüngliche Absicht, eine direkte Begleitforschung zum Wendeprozess durchzuführen, die zur Formulierung spezifischer Unterstützungsmaßnahmen führen sollte, nicht realisieren lassen. Zudem ist durch die Studierenden selbst, die ihre Probleme weniger in den Veränderungen des Studiensystems als in der Veränderung des sozialen Klimas in der ehemaligen DDR sehen und ihre Ausführungen vor allem in den mündlichen Interviews darauf konzentriert haben, als neuer Schwerpunkt die Diskriminierung von Ausländern und ihre Folgen für die Lebens und Arbeitssituationen afrikanischer Studierender hinzugekommen.

Die folgende Darstellung der Untersuchungsergebnisse folgt in groben Zügen dem Ablauf des Studiums in der DDR und behandelt zunächst die sozialen und Bildungsvoraussetzungen der Studierenden, sodann ihre sprachliche Vorbereitung im Herder-Institut, die Studienbedingungen in der ehemaligen DDR und ihre Veränderung durch ihre schrittweise Anpassung an die bundesrepublikanische Studienorganisation und schließlich die Probleme der Rückkehr ins Heimatland nach Abschluß des Studiums. Der Bericht wurde von mir allein verfaßt, einzelne Teile wurden jedoch mit zwei Fachleuten auf dem Gebiet des Ausländerstudiums in Hannover, Frau Dipl. Soz.wiss. Nada Nangia und Herrn Dr. Michael

Hirth, diskutiert. Beide haben wesentlich dazu beigetragen, die Ergebnisse der mündlichen Interviews zu systematisieren, konnten aus beruflichen Gründen jedoch nicht an der Ausarbeitung des Endberichts teilnehmen. Die EDV-Auswertung der standardisierten Umfrage sowie die Nachschriften der mündlichen Interviews wurden auch von den Mitarbeitern der Deutsch-Ausländischen Studiengesellschaft ausgewertet. Der Ergebnisbericht wurde auch mit ihnen diskutiert und entsprechend verändert oder ergänzt. Wir haben bei der Abfassung des Berichts versucht, soweit wie möglich die Studierenden selbst zu Wort kommen zu lassen, sodaß direkte Zitate breiten Raum einnehmen. Das ergab sich aus dem Charakter einer Pilotstudie, bei der unseres Wissens zum ersten Mal afrikanische Studierende der ehemaligen DDR selbst zu Wort kommen. Da der allgemeine hochschulpolitische Kontext der Untersuchung schon der Vergangenheit angehört und nur wenige Informationen über die Modalitäten des Ausländerstudiums in der ehemaligen DDR bei westdeutschen Lesern vorausgesetzt werden können, schien es uns notwendig, die Anschaulichkeit des Berichts durch die direkten Zitate zu erhöhen.

Ein Teil der dargestellten Sachverhalte existiert nicht mehr, und der Bericht behandelt insofern ein Stück DDR-Geschichte. Wir glauben jedoch, daß er dennoch nicht nur historischen Wert hat, weil von den Studierenden direkte Vergleiche zwischen der neuen und alten Studienorganisation gezogen werden und auch die Organisation des Alltags der afrikanischen Studierenden in der ehemaligen DDR direkt verglichen wird mit ihrer Situation heute. Deshalb sind wir der Meinung, daß sowohl die negativen wie die positiven Seiten des Studiums von afrikanischen Studierenden in der ehemaligen DDR deutlich werden und es so möglich wird, die nun schon seit 20 Jahren geführte Diskussion über die spezifischen Probleme des Ausländerstudiums in der Bundesrepublik Deutschland durch einige neue Argumente zu beleben. Sollte er zu intensiverem Nachdenken darüber führen, wie einige von den Studierenden positiv bewertete Aspekte der Organisation des Ausländerstudiums in der ehemaligen DDR erhalten werden können und zudem die soziale Situation der afrikanischen Studierenden verbessert werden kann, wäre der Zweck der Studie erfüllt. Den afrikanischen Studierenden gegenüber, die sich für die Interviews zur Verfügung gestellt haben und den Fragebogen ausgefüllt haben, fühlen wir uns verpflichtet, uns für die Verbesserung ihrer Lebens- und Studiensituation einzusetzen. Die Studie versteht sich als ein Schritt dazu.

2. Fragestellungen und theoretische Basis der Studie

2.1. Die Rolle des Ausländerstudiums im politischen und ideologischen System der DDR

Die DDR-Publikationen zur Entwicklung des Studiums von Studierenden aus Entwicklungsländern bis 1987 wurden von Roland Wiedmann ausgewertet⁴. Seine Recherchen ergaben, daß der Beginn des Ausländerstudiums von der DDR auf das Jahr 1951 angesetzt wurde, als 13 Nigerianer, Teilnehmer an den Dritten Weltjugendfestspielen in der DDR zurückblieben und etwa in derselben Zeit 102 Studenten aus Nord-Korea in Leipzig mit der Studienvorbereitung begannen⁵. Leitlinien für das Ausländerstudium waren der sozialistische und proletarische Sozialismus, in den Beziehungen zu Entwicklungsländern noch erweitert um die Prinzipien der "gleichberechtigten Zusammenarbeit zum gegenseitigen Nutzen", sowie der "antiimperialistischen Solidarität"⁶.

Die Angaben über die Zahl der ausländischen Studierenden schwanken. Wiedmann zufolge gingen DDR-Autoren davon aus, daß von 1951- 83 rd. 25.000 Ausländer an den Hoch- und Fachschulen der DDR ausgebildet wurden, darunter ca. 13.000 Studierende aus Entwicklungsländern. Für das Studienjahr 1984/85 wurde von rd. 10.000 ausländischen Bürgern aus über 100 Ländern gesprochen, die an Universitäten, Hoch- und Fachschulen der DDR ausgebildet wurden, davon 7.388 aus Entwicklungsländern⁷. Im Hinblick auf die Entwicklungsländer konzentrierte die DDR ihre Ausbildungshilfe auf Länder mit sozialistischer Orientierung und auf Befreiungsbewegungen. Die Ausbildungshilfe war neben der Projekthilfe das zweite Standbein der Entwicklungshilfe der DDR⁸. Neben der Ausbildung von Kadern in der DDR selbst wurde auch Ausbildungshilfe in den Entwicklungsländern selbst geleistet, vor allem in Institutionen der Berufsausbildung, aber auch in der Schulung von militärischem, ideologischem und polizeidienstlichem Personal. Die

4 Vgl. Roland Wiedmann in Illy/Schmidt-Streckenbach

5 Wiedmann S.66-7

6 Wiedmann S. 68

7 Wiedmann S. 68-9

8 Wiedmann S. 71

Studienplätze an Universitäten, Hoch- und Fachschulen der DDR wurden in der Regel aufgrund zwischenstaatlicher Abkommen mit den jeweiligen Regierungen vergeben, es wurden aber auch Vereinbarungen mit Befreiungsbewegungen, gesellschaftlichen Organisationen und internationalen Organisationen getroffen, in denen die Zahl der Stipendien für verschiedene Hochschulen und Fachrichtungen für die einzelnen Länder festgelegt wurden. Die Mehrheit der afrikanischen Studierenden erhielt ein Stipendium von DDR-Institutionen. Für Afrika spielte unter diesen das Solidaritätskomitee der DDR eine besondere Rolle⁹. Es gab aber auch Länder wie Kamerun, die die Stipendien ihrer Studierenden in der DDR selbst finanzierten. Außerdem bot die DDR auch zunehmend Studienplätze für individuelle Selbstzahler an, die aber selten von afrikanischen Studierenden wahrgenommen wurden. Alle ausländischen Studierenden erhielten wie die inländischen Stipendiaten ein Grundstipendium, in Ostberlin zudem einen Ortszuschlag, und bei guten Leistungen vom zweiten Studienjahr an einen Leistungszuschlag. Außerdem waren sie in die Sozial- und Krankenversicherung einbezogen, hatten freie Benutzung sozialer Hochschuleinrichtungen wie Studentenclubs, Fahrpreisermäßigung für öffentliche Verkehrsmittel und konnten an studentischen Ferienlagern in der DDR teilnehmen. Die staatlichen Stipendien wurden aus den Mitteln des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen finanziert. Daneben finanzierten andere Organisationen, wie das Solidaritätskomitee der DDR, das besonders viele afrikanische Studierende förderte, internationale Organisationen wie die WHO, die UNESCO und der RGW-Stipendienfonds Hochschulstipendien¹⁰.

Studienplätze für Studierende aus Entwicklungsländern vergaben alle Universitäten und Technischen Hochschulen, die beiden ökonomischen Hochschulen, ein Teil der Ingenieurhochschulen und einige pädagogische und künstlerische Hochschulen¹¹. Von den über 200 Fachschulen bot nur eine Minderheit Studienplätze für ausländische Studierende an, vor allem landwirtschaftliche, berufspädagogische und medizinische. Bevorzugte Studienrichtungen waren technische Fächer, Naturwissenschaften, Medizin, Pädagogik, Landwirtschaft, Genossenschaftswesen und Betriebswirtschaft. Zentren der Ausbildung waren im Studienjahre 1984-85 die Karl-Marx-Universität Leipzig mit über 1.200, die Hum-

9 Wiedmann S. 74-5

10 Wiedmann S. 156

11 Wiedmann S. 84-6

boldt-Universität Berlin mit 950 und die Technische Universität Dresden mit 600 ausländischen Studierenden. Der Anteil der afrikanischen unter allen ausländischen Studierenden stieg von 1972 bis 1982 von 17,6 auf 23,7%, bei den Absolventen lag er zwischen 1951 und 1981 bei rd. 17%¹².

Die schulische Vorbereitung der ausländischen Bewerber sollte dem Niveau der inländischen Studenten entsprechen; für Hochschulstudenten wurde die Hochschulberechtigung im Heimatland, für Fachschulstudenten eine der 10-klassigen polytechnischen Oberschule vergleichbare Vorbildung und der Nachweis berufspraktischer Kenntnisse, außerdem für alle die Kenntnis der deutschen Sprache verlangt. Unzureichende allgemeinbildende und fachliche Kenntnisse konnten in der DDR selbst durch spezifische Vorbereitungskurse ausgeglichen werden. Das bedeutendste sprachliche Vorbereitungsinstitut war das Herder-Institut in Leipzig. Außer dem Grundstudium konnten ausländische Studierende in der DDR auch Promotions- oder Habilitationsstudien absolvieren (Aspirantur A und B). Außerdem gab es Stipendien für Aufbau- und Zusatzstudiengänge¹³. Die Vorbereitung im Herder-Institut dauerte in der Regel ein Jahr und vermittelte allgemeine deutschsprachliche wie fachsprachliche Kenntnisse, die nach Studienbereichen getrennt gelehrt wurden. Außerdem wurde über die gesamte Vorbereitungszeit Unterricht im Fach "Landeskunde der DDR" erteilt, zunächst in der Muttersprache der Studierenden, ab dem zweiten Semester dann in Deutsch. Einige Hochschulen und Universitäten boten außerdem eigene vorbereitende oder studienbegleitende Sprachkurse an. Seit Beginn der siebziger Jahre hatte das Herder-Institut eine Kapazität von 600-650 Plätzen.

2.2. Integration der Studierenden in die DDR-Gesellschaft

Wir haben uns bei der Auswertung der Daten an einigen Überlegungen, die die Integrationsproblematik allgemein wie die spezifischen Integrationsbedingungen afrikanischer Studierender in der DDR-Gesellschaft betreffen, orientiert, die kurz. dargestellt werden sollen.

a. Studenten haben nicht die gleichen Integrationsleistungen zu erbrin-

12 Wiedmann S. 94-7

13 Wiedmann S. 76-7

gen wie Arbeitsmigranten, denn ihr Aufenthalt ist von vornherein begrenzt. Sie leben zudem häufig in einem subkulturellen Milieu und brauchen sich nur in dieses zu integrieren. Dennoch ist auch für Studierende der Integrationsprozeß widersprüchlich und konflikthaft und stellt ihre kulturelle und persönliche Identität in Frage. Die funktionale Eingliederung von Migranten in die Sozialstruktur des Gastlandes soll mit Gebhardt¹⁴ als 'Integration', die Übernahme der kulturellen Normen und Werte einer Gesellschaft als 'Akkulturation' oder 'Assimilation' bezeichnet werden. Gebhardt selbst ist jedoch der Meinung, daß funktionale immer auch kulturelle Integration einschließt. Diese bedeutet zunächst einmal, die Sprache des Gastlandes zu erwerben, weiterhin aber auch "die Übernahme des Selbstverständnisses einer bestimmten Gemeinschaft...Identifikation und Identifizierung mit den Werten und Normen, mit den Traditionen und Glaubensüberzeugungen, mit den Mythen und mit der Geschichte der neuen Gemeinschaft, kurz: mit deren Kultur und Kulturidee"¹⁵. Alexander Thomas, der sich in einer neueren Studie mit Akkulturationsproblemen von Migranten in der Bundesrepublik befaßt hat, bezeichnet als Akkulturation von Erwachsenen die "Anpassung eines Individuums, das bereits einen Sozialisationsprozeß durchlaufen hat, an eine neue Kultur." Der Akkulturationsprozeß sei dann als gelungen zu bezeichnen, "wenn der Handelnde im Gastland im Rahmen des dort vorhandenen kulturspezifischen Orientierungssystems seine gesetzten Ziele in einer Weise erreicht, daß die Gesamtbilanz von Aufwand und Erfolg für ihn befriedigend ausfällt." Er betont, daß nicht einseitige Anpassung des Fremden an die Gastkultur, sondern wechselseitig sich bedingende Veränderungen und Angleichungsprozesse für die Entwicklung einer befriedigenden Akkulturation erforderlich seien¹⁶. Er formuliert diese These für Gastarbeiterfamilien in der Bundesrepublik, sie läßt sich aber auf die Integrationsprobleme von Studierenden anwenden.

Ikonomu zitiert ein Phasenmodell der Integration von Migranten in die jeweils dominante Kultur, das von Anpassung an den Arbeitsbereich als erster Stufe zur Entwicklung eines Lebensmusters entsprechend dem der Residenzgesellschaft als zweiter, die Eingliederung in ein Kontaktsystem

14 Gebhardt 1989, S. 81

15 Gebhardt, S.82

16 Vgl. Alexander Thomas: in: Trommsdorff, 1989, S. 174-75. Wir verwenden die Begriffe "Akkulturation" und "Integration" als synonym.

mit Angehörigen der einheimischen Bevölkerung als dritter bis schließlich zu völliger Angleichung der Migranten an die dominante Gesellschaft reicht. Ein zeitliches Phasenmodell sieht für die Anfangsstufe ein Jahr, die Umstellungsstufe 2-4 Jahre, die Festigungsstufe 5-8 Jahre vor und setzt die Stufe der Vollintegration ab dem 9. Jahr an¹⁷. In der sozialwissenschaftlichen Literatur ist strittig, ob die Stufe der Vollintegration von Migranten der ersten Generation überhaupt erreichbar sei, und unter den Bedingungen des von vornherein begrenzten Aufenthalts von Studierenden ist sie von diesen gar nicht zu erwarten. Auch die Stufen 1-3 sind nur begrenzt zu durchlaufen, obwohl ihr Studentenstatus es den Studierenden erleichtert, sich in das studentische Milieu- und Kontaktsystem einzugliedern.

b. Im Falle afrikanischer Studierender, die in einem europäischen Land studieren, ist ihre Integrationssituation geprägt durch die Tatsache, daß sie der 'bisher erfolgreichsten Kultur der Weltgeschichte, der der westlichen Industriegesellschaft', begegnen, die mit universalistischem Anspruch auftritt¹⁸. Eine Integration in diese Gesellschaft verlangte also besonders hohe Anpassungsleistungen und eine besonders weitgehende Relativierung der eigenen Kultur.

Stagl unterscheidet zwischen Alltagskultur, der nationalen Repräsentativkultur verschiedener Länder oder Gesellschaften und der Repräsentativkultur der Menschheit, worunter er das 'Insgesamt der geistigen, moralischen und praktischen Höchstleistungen der Menschheit' versteht. Letztere sei als Zielvorgabe aufzufassen und nicht mit der Repräsentativkultur der weltgeschichtlich privilegierten westlichen Gesellschaften gleichzusetzen¹⁹. Die Alltagskultur ist am stärksten national, sozial und regional geprägt, und deshalb schwer internationalisierbar. Sie wird konstituiert durch die Alltagskommunikation sozialer Gruppen und ist nach Jan Assmann gekennzeichnet "durch ein hohes Maß an Unspezialisiertheit, Rollenreziprozität, thematischer Unfestgelegtheit und Unorganisiertheit²⁰. Ihr Gegenstand sind die Traditionen des Alltagslebens, die Formen des Essens, Trinkens, sich Kleidens, unmittelbar weitergegebene Alltagsnormen, die in Sprichwörtern, Legenden, Geschichten ge-

17 Ikonomu, S. 271, zitiert nach Schildmeier

18 Stagl, J., S. 63

19 Stagl, J., S. 63-4

20 Assmann, J., S. 10

ronnen sind. Die Repräsentativkultur, von Assmann auch "objektivierte Kultur" genannt, zeichnet sich dagegen durch ihre Abgehobenheit vom unmittelbaren Gruppen- und Gegenwartsbezug aus und manifestiert sich durch Texte, Bilder, Riten, Bauwerke, Denkmäler, Städte oder gar Landschaften, deren Eigenart nach Assmann darin besteht, "daß eine Gruppe ein Bewußtsein ihrer Einheit und Eigenart auf dieses Wissen stützt und aus diesem Wissen die formativen und normativen Kräfte bezieht, um ihre Identität zu reproduzieren"²¹.

c. Die Akkulturation der afrikanischen Studierenden in die DDR-Gesellschaft wurde erschwert durch die Tatsache, daß die DDR sich von den dominanten westlichen Industriegesellschaften im technischen und sozialen Standard deutlich negativ unterschied und zugleich den Anspruch erhob, eine kulturelle Alternative darzustellen. Die DDR versuchte, sich deutlich von der Repräsentativkultur der westlichen Industriegesellschaften, die das Bild von Europa in Afrika prägen, abzusetzen und deren Einfluß eine eigene Repräsentativkultur entgegenzustellen, die jedoch für die Studierenden wenig überzeugend war. Das galt auch für die Ebene der Alltagskultur, weil die Isolation der DDR von den Ländern des Südens zur Folge hatte, daß kaum Elemente dieser Kulturen in sie eingedrungen waren, etwa als afrikanische Einflüsse auf die Eß- und Trinkgewohnheiten, die Kleidungssitten und die musikalische und literarische Populärkultur der DDR. Als Angehörige einer international orientierten Gruppe hatten die afrikanischen Studierenden in der DDR jedoch mehrere kulturelle Alternativen. Diese werden von Ikonomu in einem allgemeinen Raster dargestellt, das wir vereinfacht wiedergeben:

- Orientierung an der Herkunftsgesellschaft (Reintegration)
- Orientierung an der Residenzgesellschaft (Assimilation, Integration)
- Orientierung an der Migrantengesellschaft (Insulation, Binnenintegration in die ethnische Gruppe)
- Orientierung an einer anderen Residenzgesellschaft (Weiterwanderung, neue Residenzgesellschaft)
- Orientierung an dem Weltsystem, einer Weltgesellschaft
- Orientierung an peripheren Systemen (Marginalisierung, Lokalintegration)²².

Real war für die afrikanischen Studierenden in der DDR die fort dau-

21 Assmann S. 11/12

22 Vgl. Ikonomu, S. 276

ernde Orientierung an ihrer Herkunftsgesellschaft mit dem Ziel der baldigen Reintegration, und eine Orientierung an der Migrantengesellschaft, bestehend aus ihren eigenen Landsleuten, anderen Afrikanern und ausländischen Studierenden. Eine andere Option war aber auch die Orientierung an anderen Residenzgesellschaften, vornehmlich den ehemaligen Mutterländern oder der Bundesrepublik, mit dem Ziel der Weiterwanderung dorthin. Letztere Alternative hat sich allerdings als reale Möglichkeit für eine größere Gruppe erst seit der Wende erwiesen, mit der die afrikanischen Studierenden wie die gesamte DDR-Bevölkerung gleichsam über Nacht Mitglieder einer alternativen Residenzgesellschaft wurden. Damit wurde ihnen auch die Möglichkeit, in andere westliche Industrieländer weiterzuwandern, eröffnet. Da die Orientierung der Studierenden an westlichen Ländern von der DDR-Führung abgelehnt wurde, gerieten sie in einen Kultur- oder Loyalitätskonflikt, der die Attraktivität der DDR-Kultur minderte.

Im Vergleich mit den Heimatländern der Studierenden war die DDR eine reiche Gesellschaft mit avancierter Technologie und effizienter Wirtschaft, sie orientierten sich bei ihrer Beurteilung jedoch nicht nur an ihren Heimatländern, sondern an einer internationalen Skala, auf der die DDR einen deutlich niedrigeren Rangplatz als einige kapitalistische Länder einnahm. Ihre Kriterien dafür waren weniger die Studien- und Lebensbedingungen in der DDR, als vor allem der Wert ihrer Diplome auf dem internationalen Arbeitsmarkt. Die DDR war zwar das wirtschaftlich führende Land des Ostblocks, dennoch blieb der Abstand zur BRD auch in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre groß. Das zeigte sich vor allem an der schlechteren Versorgung mit Konsumgütern, an der veralteten Ausrüstung der Betriebe, dem technischen Rückstand bei Schlüsseltechnologien, den Organisationsmängeln und der Verschwendung von Material und Arbeitskraft²³.

d. Die DDR-Gesellschaft wurde von den afrikanischen Studierenden nicht nur als eine sozialistische, sondern vor allem als eine industriegeellschaftlich-individualistisch organisierte Gesellschaft erlebt. Das machte die Integration in sie für sie weniger erstrebenswert.

Seit 1972 wurde die DDR von der SED als eine "Klassengesellschaft neuen Typs" bezeichnet, in der "unter Führung der Arbeiterklasse

23 Weber S. 200-03

freundschaftlich miteinander verbundene Klassen und Schichten existieren"²⁴. Die für kapitalistische Gesellschaften typischen Klassenkämpfe waren nach dieser Lesart in der DDR überwunden, zumal vier Fünftel der DDR-Bürger der Arbeiterklasse angehörten. Walter Ulbricht hatte von der "sozialistischen Menschengemeinschaft" gesprochen, unter Honecker sprach man von "sozialer Gerechtigkeit", "Geborgenheit", "Gesetzlichkeit", "Ordnung und Sicherheit." Tatsächlich zeigte die DDR-Gesellschaft vor allem die typischen Züge hochindustrialisierter Gesellschaften; sie war eine überwiegend städtische, individualistische, mobile, hedonistische, konsumorientierte Gesellschaft. Familie und Arbeitsplatz waren voneinander getrennt, in der Regel arbeiteten beide Ehepartner, und die Kinder verbrachten den größten Teil des Tages in öffentlichen Erziehungseinrichtungen. Prioritäre Werte der Bevölkerung waren individuelle Karriere, Reisen und hochrangige Konsumgüter. Trotz der großen propagandistischen Bedeutung der sozialistischen Gemeinschaft ging das Verantwortungsbewußtsein der Bürger selten über ihren unmittelbaren persönlichen und familiären Umkreis hinaus²⁵. Darin unterschied sich die DDR-Gesellschaft deutlich von den Herkunftsgesellschaften der afrikanischen Studierenden: Obwohl die Mehrheit von ihnen aus städtischen Familien stammte, waren ihre Gesellschaften weitaus stärker durch die gemeinsamen Interessen der hierarchisch strukturierten Großfamilien, Sippen und Clans, die mit ethnischen Zuordnungen korrespondierten und regional klar verankert waren, bestimmt. Die individualistischen Orientierungen der DDR-Bürger erschienen den Studierenden, verglichen mit dem dichten Netz sozialer Kommunikation und der multiplen Zugehörigkeit jedes einzelnen in sich überlappenden Gruppen in ihren Heimatländern, wenig attraktiv.

e. Charakteristisch für die Beziehung zwischen dem DDR-Staat und den ausländischen Studierenden war die Dialektik von Betreuung und Kontrolle. Die politische Krise ab Mitte der achtziger Jahre veränderte die Relation von Betreuung und Kontrolle in Richtung auf mehr Kontrolle. Das erschwerte oder verhinderte die Integration von ausländischen Studierenden.

Die SED blieb nach Werner Weber auch in den achtziger Jahren eine stalinistische Partei, die ihre "hierarchische Struktur durch Beharren auf

24 Zitiert nach Weber, S. 140

25 Weber S. 198-99

überkommenen Ideologien und Festhalten an undemokratischen Machtmechanismen - gegen den Strom der Zeit - aufrechterhalten wollte"²⁶. Nach wie vor wurden die gesellschaftlichen Organisationen als Transmissionsriemen für die Parteibeschlüsse benutzt. Für die afrikanischen Studierenden besonders bedeutsam war die FDJ, der 1986 drei Viertel der Jugendlichen zwischen 14 und 25 Jahren angehörten, mit fast 100%iger Mitgliedschaft an den Schulen und Hochschulen und in der Armee²⁷. Generell versuchte die SED, die Loyalität der Intellektuellen, darunter auch der Hochschulkader, durch ein System von Privilegierung und ideologischer Kontrolle sicherzustellen. Im Falle der Studenten begann die Kontrolle schon bei der Zulassung zum Hochschulstudium und wurde mit der ideologischen Indoktrinierung während des Studiums fortgesetzt. Laut Weber faßte das Politbüro der SED immer wieder Beschlüsse zur Verbesserung der ideologischen Erziehung an den Universitäten und Hochschulen, die gewährleisten sollte, daß die Studenten den Marxismus-Leninismus und die führende Rolle der SED als ideologische Basis anerkannten²⁸. Neben die Indoktrination trat nach Weber in den letzten Jahren des Regimes auch an den Hochschulen immer stärker die Überwachung durch das Ministerium für Staatssicherheit. Die Universitäten und Hochschulen arbeiteten eng mit der Stasi zusammen, wofür Erich Mielke im Oktober 1986 in einem Referat vor den Rektoren der zivilen Universitäten und Hochschulen der DDR diesen ausdrücklich gedankt habe. Insgesamt sei es an den Universitäten bis zuletzt verhältnismäßig ruhig geblieben²⁹. Auch die Umfragen des Instituts für Jugendforschung in Leipzig nach 1989 zeigen, daß die Studenten der sozialistischen Ideologie noch 1990 weitaus stärker verhaftet waren als die jungen Arbeiter³⁰. Die Dialektik von Betreuung und Kontrolle prägte auch den Studienalltag der afrikanischen Studierenden und stellte eine Integrationsbarriere dar.

f. Die Integrationsbedingungen in der vereinigten Bundesrepublik sind für die afrikanischen Studierenden widersprüchlich. Die Dialektik von Betreuung und Kontrolle wurde ersetzt durch die Dialektik von indivi-

26 Weber S. 188

27 Weber S. 192

28 Vgl. Weber, S. 204-5

29 Weber, S. 205

30 Vgl. die Umfrageergebnisse in Friedrich/Griese, darin besonders Bathke, S. 75-90

dueller Freiheit und individuellem Lebenskampf.

Spätestens durch den Zusammenbruch der DDR hat sich die Bundesrepublik auch für die afrikanischen Studierenden als das überlegene System erwiesen. Das führt zu einer positiven Bewertung der neuen Studienbedingungen und Diplome. In vieler Hinsicht muß die Anpassung der afrikanischen Studierenden an die Bedingungen der neuen Bundesrepublik dennoch als schwierig erscheinen. Die Gesellschaft der Bundesrepublik ist zwar offener und läßt mehr Spielraum für individuell unterschiedliche Lebensformen als die alte DDR, sie ist gleichzeitig jedoch individualistischer und anonymer und noch weniger als die DDR an kollektiven Lebensformen orientiert. Die ideologischen Kontrollinstanzen sind zwar verschwunden, aber gleichzeitig sind auch viele Vergünstigungen wie sichere Wohnheimplätze, Ferienlager, Studentenclubs und Studienhilfen weggefallen. Es ist deshalb zu fragen, ob für die afrikanischen Studierenden der Zuwachs an individueller Freiheit und Mobilität nach der Wende oder die stärkere Betonung von individueller Konkurrenz und Verantwortlichkeit eine größere Rolle beim Systemvergleich spielen.

g. Die zunehmende Ausländerfeindlichkeit an den Studienorten vermindert die Bereitschaft zur Integration in jede deutsche Gesellschaft und verstärkt die Bindungen an die Heimatkultur oder andere Residenzgesellschaften.

Eine Integration in eine andere Gesellschaft, auch eine zeitweilige, hat eine freie und ungehinderte Auseinandersetzung mit dieser Gesellschaft zur Voraussetzung. Wird sie den Studierenden verwehrt, kann eine für sie befriedigende Bilanz ihres Aufenthalts nicht zustandekommen. Es kommt zu einer Verletzung ihres Selbstwertgefühls, die wiederum zu aggressiven Impulsen gegenüber der Gastgesellschaft führt. Da diese im Widerspruch stehen zu ihrer Bereitschaft, sich in das gegenüber dem Heimatland höhere technische und wirtschaftliche Niveau der Gastgesellschaft zu integrieren und ihr Studium erfolgreich abzuschließen, können sie nur begrenzt ausgelebt werden. Deshalb leben die Studierenden in einem Zustand permanenter Anspannung und innerer Konflikte, der die Rückkehr in die Räume sicherer Zugehörigkeit im Heimatland als immer erstrebenswerteren Ausweg erscheinen läßt.

Im folgenden sollen diese Thesen an den Aussagen der Studierenden

über die Studien- und Lebensbedingungen in der alten DDR wie nach der Wende überprüft werden. Dabei soll den sozialen Aspekten des Studiums und der Beurteilung der Integrationsbedingungen in der alten DDR durch die Studierenden besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

3. Die Studienbedingungen vor und nach der Wende

Es werden zunächst die allgemeinen Ergebnisse der standardisierten Umfrage vorgestellt, die dann durch die Ergebnisse der persönlichen Interviews zu spezifischen Fragestellungen ergänzt werden.

3.1. Soziale Voraussetzungen der Studierenden

3.1.1. Regionale und soziale Herkunft der Befragten

Die unter den Befragten am häufigsten vertretenen Länder waren Äthiopien mit 19%, Mosambik mit 11%, Kamerun mit 13% und Angola mit 11%. Insgesamt verteilten sich die Befragten auf 16 afrikanische Länder südlich der Sahara. Zur Zeit der Befragung studierten an der Universität Leipzig 276 Studierende aus den genannten Ländern, davon 24% aus Äthiopien, 16% aus Angola und 12% aus Kamerun. Rund 20 weitere Länder südlich der Sahara waren mit unter 10% der Studierenden vertreten³¹. In ihrem Heimatland gehören 21% der Befragten einer ethnischen Minderheit, 2% einer Flüchtlingsfamilie an. Als Religion gaben 70% eine christliche Religion an, 7% den Islam, 2% eine autonome afrikanische Religion; 21% haben die Frage nicht beantwortet.

Zweifellos war der sozioökonomische Status der Studierenden auch in der ehemaligen DDR höher als der der allgemeinen Bevölkerung ihrer Heimatländer. Das ergibt sich schon aus der selektiven Wirkung der heimischen Schulsysteme, durch die Schüler aus den Großstädten, besonders den Hauptstädten, und aus nicht-landwirtschaftlichen Berufsgruppen privilegiert werden, und entspricht im übrigen der sozialen Herkunft der Studierenden aus Entwicklungsländern in Westdeutsch-

31 Eine differenzierte Statistik nach Herkunftsländern war uns nicht zugänglich.

land³².

Tab. 1: Berufe der Eltern des Studierenden

	Vater	Mutter
Landwirtschaft	16	8
Handwerk	8	0
Regierungsangestellter	16	12
Händler	5	3
Freier Beruf/Unternehmer	14	8
Hausfrau	0	51
Rentner	8	2
keine Angaben	33	16
Insgesamt	100	100

In der HIS-Studie wurde festgestellt, daß die Studierenden aus Entwicklungsländern in Westdeutschland überwiegend aus Elternhäusern kommen, in denen bereits die Eltern über ein Hochschulstudium verfügten³³. Das gilt für die von uns befragten Studierenden nicht, es steht jedoch fest, daß sie weitaus häufiger als in der genannten Untersuchung aus nicht-bäuerlichen und städtischen Familien mit überdurchschnittlich hohem Bildungsniveau kommen.

Von den männlichen Befragten waren 12%, von den weiblichen 29% verheiratet. Die häufigste Altersgruppe war die von 21-25 Jahren mit 39%; und von 26-30 Jahren mit 29%; 6% waren unter 20 Jahre und nur wenige über 30 Jahre alt.

3.1.2. Bildungsvoraussetzungen

Ein Drittel der Befragten hatte die Schulausbildung in der Heimat bis einschließlich 1984 abgeschlossen, die übrigen später. Rund zwei Drittel

32 Vgl. HIS-Studie S.69, wo die Ergebnisse verschiedener Studien zusammengefaßt werden.

33 HIS-Studie, S. 68

der Befragten hatte eine 11-12-jährige Schulausbildung in der Heimat absolviert, vier Fünftel von ihnen hatten eine staatliche Schule besucht. Diese Schule befand sich in der Regel in einer Stadt. Rund die Hälfte der Befragten hat die Schule in der Hauptstadt oder einer Großstadt besucht. Rund ein Drittel der Befragten hat schon in der Heimat eine tertiäre Bildungsanstalt besucht, bei rund einem Fünftel der Befragten war es eine Universität. Der Besuch dieser Bildungsanstalten dauerte in der Regel ein bis zwei Jahre. 14% der Befragten kamen mit einem ersten Abschluß in die ehemalige DDR.

Die Vermutung, daß auch die afrikanischen Studenten in der ehemaligen DDR von ihrer sozialen und regionalen Herkunft her gesehen im Durchschnitt zu einer privilegierten Gruppe in ihrem jeweiligen Heimatland gehören, wird durch die Tatsache erhärtet, daß nur 9% der Befragten angaben, keine Verwandten zu haben, die studiert haben.

Tab. 2: Hat ein(e) Verwandte(r) von Ihnen studiert?
(Mehrfachantworten möglich, in % der Studierenden)

In Europa	60
Im Heimatland	54
In USA	33
In einem afrikanischen Land	24
Kein Verwandter hat studiert	9

75% der Studierenden kamen zwischen 1986 und 1989 in der DDR an. Mit dem Fachstudium haben 75% ein Jahr später zwischen 1987 und 1990 begonnen. Ihr Studium in Deutschland haben 83% der Befragten in der alten DDR begonnen, 7% begannen nach der Vereinigung; nur zwei Studierende hatten zuvor in einem anderen Land studiert.

Je 38% der befragten Studierenden studierten an der Universität Leipzig und an der Humboldt-Universität, 11% an der Fachhochschule für Ökonomie in Berlin (der ehemaligen Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED), und 13% an der Pädagogischen Hochschule Leipzig. Rund zwei Drittel der Studierenden wurden zum Studium delegiert, und zwar ganz überwiegend von der heimatlichen Regierung. 12 Personen wurden von anderen Gremien wie Partei, Jugendor-

ganisation usw. delegiert.

Die am häufigsten vertretenen Studienfächer waren Humanmedizin mit 14%, tropische Landwirtschaft mit 13%, Volks- und Betriebswirtschaft mit 9% und pädagogische Fächer mit 8%. Die meisten Befragten strebten einen ersten Abschluß an, 8% befanden sich im Promotionsstudium. In der alten DDR studierten rund zwei Drittel der Befragten das von ihnen gewünschte Studienfach, ein relativ hoher Prozentsatz von 28% gab jedoch an, ein anderes als das gewünschte Fach zu studieren. Das ergab sich daraus, daß die Studierenden nicht nur in ein Land, sondern auch zu einem bestimmten Studienfach delegiert wurden. 25 der 119 Befragten hatten schon einmal an einen Studienabbruch gedacht. Von diesen gaben 8 an, daß das Studium nicht ihren Interessen entsprochen habe, zwei sahen zu hohe Anforderungen im gewählten Studienfach, einer schlechte Berufschancen und 14 nannten nicht fachbezogene Gründe³⁴.

Die ehemalige DDR hatte keinen Spitzenplatz auf der Wunschliste der Studienländer afrikanischer Studierender, wie aus den Befragungen hervorgeht und auch in den persönlichen Interviews bestätigt wurde. Das hängt vor allem mit Sprachproblemen zusammen: die ganz überwiegende Mehrheit der Befragten stammt aus dem portugiesischen, englischen oder französischen Sprachraum. Für sie bedeutete eine Delegation in die DDR ein Jahr Sprachstudium im Herder-Institut, damit eine Verzögerung des eigentlichen Studiums und ein Jahr Zeitverlust gegenüber Studierenden in einem Land mit gleicher Sprache, wie Großbritannien, Frankreich oder Portugal. Diese Länder wurden immer wieder als die eigentlichen Wunschländer genannt. Ähnliche Prioritäten gelten auch für die Studierenden aus Entwicklungsländern in Westdeutschland, wo allerdings die USA an der Spitze der Wunschliste stehen³⁵.

3.1.3. Informationen über die DDR vor Beginn des Studiums

Die meisten Studierenden hatten wenig oder kaum Informationen über die DDR, bevor sie dort ankamen; wenige haben sich auch um Informa-

34 Von den in der HIS-Studie befragten Studierenden aus Entwicklungsländern machten 75% ein Vollstudium: 15% verfügten schon über einen Abschluß anderer Universitäten (vgl. HIS-Studie S. 15)

35 Vgl. HIS-Studie, S. 80 ff.

tionen bemüht, vor allem, weil die DDR sich erst sehr kurzfristig als endgültiges Studienland herausstellte. Ihre Informationen über die DDR vor Beginn ihres Studiums beurteilten die meisten Befragten als unzureichend, allerdings mit deutlichen Abstufungen: offensichtlich wurden sie über die engeren Studienbelange besser unterrichtet als über die allgemeinen Lebensbedingungen.

Tab. 3: Es fühlten sich 'gut' oder 'so weit wie möglich' unterrichtet über (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

Verhältnis Deutscher zu Ausländern	29
Arbeitsmöglichkeiten	30
ihre eigene finanzielle Situation	32
die Eß- und Trinkgewohnheiten	33
die Wohnverhältnisse	34
die Kleidungsgewohnheiten	34
religiöse Gewohnheiten	37
das Klima	38
die Studienanforderungen	41
die Förderungsmöglichkeiten	45
das Hochschulsystem	47
die Abschlußmöglichkeiten	48

Als Informationsquellen spielten Bekannte, vor allem solche, die ebenfalls in der DDR studierten, und die DDR-Botschaft im Heimatland eine besondere Rolle³⁶.

Tab. 4: Bei wem informiert? ('gut' oder 'so weit wie möglich') (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

Bekante	19
Botschaft der DDR im Heimatland	13
Universität der DDR	11
andere Stellen in der Heimat	8
Verwandte	8
Herder-Institut	8
Universität des Heimatlandes	5

36 Auch die Autoren der HIS-Studie stellen fest, daß Informationen über die Bundesrepublik eher zufällig zustande kamen und Bekannte dabei eine große Rolle spielten (vgl. HIS-Studie, S. 82-83)

andere Stellen in der DDR	4
Goethe-Institut	3
Botschaft d. BRD im Heimatland	2
keine Informationsmöglichkeit	10

3.1.4. Finanzierung des Studiums

Die Finanzierung des Studiums wurde in der DDR bei rund zwei Drittel und heute bei 59 % der Befragten durch ein Stipendium gesichert. Sie hat sich für die Befragten in der Regel durch die Wende nicht verschlechtert, dank der Tatsache, daß die Regierungsstipendien der DDR vom DAAD übernommen wurden. Trotzdem meinen viele Studierende, sie kämen jetzt schlechter mit ihrem Geld aus, weil alles teurer geworden sei. Das gilt vor allem für die Wohnheimplätze.

3.1.5. Vorbereitung in der Heimat auf die Studienanforderungen

Die meisten Befragten gaben an, in der Heimat eine gewisse Vorbereitung auf die Anforderungen des Studiums erfahren zu haben. Im einzelnen wurde das allerdings differenziert beurteilt, wie die folgenden Aussagen zu Einzelbereichen zeigen:

Tab. 5: Es waren in der Heimat vorbereitet auf (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

	gut	weniger gut/ schlecht
allein arbeiten	55	20
Meinungen formulieren	40	33
Diskutieren	40	29
Kleingruppenarbeit	39	29
Literatur suchen	31	30
Generalisieren	23	39
Referate schreiben	20	40

3.1.6. Sprachkenntnisse vor Ankunft

Rund drei Viertel der Befragten kamen ohne jede Deutschkenntnisse in die DDR. Ein Jahr und mehr hatten nur sechs Personen vor Beginn ihres Studiums Deutsch gelernt, und nur vier Personen beurteilten ihre Deutschkenntnisse bei ihrer Ankunft als gut. Das ergibt noch schlechtere Deutschkenntnisse, als in der HIS-Studie für die ausländischen Studierenden in Westdeutschland ermittelt wurden³⁷.

3.1.7. Vorstellungen von der DDR vor der Ankunft

Da die Mehrheit der Studierenden sich nicht systematisch auf ein Studium in der DDR vorbereitet hatte, waren ihre Vorstellungen von der konkreten Lebenswirklichkeit in der DDR nur sehr ungenau. Auch die Tatsache, daß die DDR als ein Land des sozialistischen Blockes sich in vieler Hinsicht von den westeuropäischen Ländern, besonders England und Frankreich, die die Vorstellungen der Studierenden über Europa geprägt hatten, unterschied, war nicht allen Studierenden bekannt. Deshalb waren einige Studierende ihren Aussagen zufolge überrascht von der Tatsache, daß die beiden deutschen Länder sich stark voneinander unterschieden und der Abstand zwischen der DDR und ihrem eigenen Heimatland nicht so groß war, wie sie sich ihn vorgestellt hatten:

"Eigentlich habe ich gedacht, daß es zwischen den beiden deutschen Ländern nicht so große Unterschiede gibt. Als ich herkam, habe ich festgestellt, daß es sehr große Unterschiede gibt. Da müssen wir auch mit leben."

"Ich habe mir das anders vorgestellt. Ich komme aus Afrika zum ersten Mal nach Europa, wie man das auch im Fernsehen sieht oder liest. Aus Ägypten in der DDR angekommen, fand ich das ein bißchen ... na eben anders. Das Leben dort war ein bißchen hektisch, soviel Menschen, man war immer unterwegs. Aber hier in der Zeit der DDR, die Leute beschäftigen sich mit ihrer Arbeit, dann gehen sie nach Hause, Ruhe, Fernsehen. Abends gab es dann nichts, wie ich das von Kairo kannte. Es war mir ein bißchen komisch. Aber mit der Zeit wird das ganz normal."

37 Es wird eine Studie aus dem Jahr 1978 zitiert, aus der hervorgeht, daß zwei Drittel der Studienbewerber aus Entwicklungsländern ohne Deutschkenntnisse in die Bundesrepublik einreisen (vgl. HIS-Studie, S. 135)

"Na ja, der Berliner Flughafen ist eigentlich sehr klein. Ich lüge nicht: Viele Leute sind ja auch am Flughafen in Madagaskar angekommen, und sie können natürlich vergleichen mit diesem Flughafen in Berlin. Das ist ganz klein und auch nicht kompliziert ... und als "internationaler Flughafen", das ist zu klein."

"Also erstmal, um das ehrlich zu sagen, waren wir geschockt, weil wir ein großes schönes Haus und so viele große Autos erwartet hatten. Und dann sind wir mit dem Zug nach Leipzig gefahren und haben uns gefragt, wo sind die großen schönen Häuser, und wo sind die schönen Autos? Ich nicht nur allein, sondern alle haben so gedacht... Ja, wir haben uns Europa ganz anders vorgestellt. Wir haben nicht an die DDR gedacht, sondern allgemein an Europa, und wir haben uns das anders vorgestellt."

3.1.8. Erste Kontakte mit der DDR-Realität

Zu den ersten sozialen Kontakten mit Deutschen und der Konfrontation der mitgebrachten Vorstellungen mit der Realität gehörte auch die Organisation des Empfangs der Studierenden durch Vertreter der eigenen Botschaft oder des Herder-Instituts. Dabei waren die Erfahrungen der Studierenden sehr unterschiedlich, ihre Situation jedoch von der Tatsache geprägt, daß sie sich nicht frei bewegen konnten, sondern, abhängig von der vorgegebenen Marschroute und ohne eigene finanzielle Mittel, warten mußten, bis ihre Weiterfahrt organisiert war. Eine Begleitung der Studierenden zu den Zielorten war offenbar nicht vorgesehen, wurde aber gelegentlich von den nationalen Botschaften organisiert. Die weitere Betreuung setzte erst ein, wenn die Studierenden im Herder-Institut eingetroffen waren. Wie sich die Studierenden in dieser Situation zurechtfinden, hing davon ab, ob sich in ihrer Gruppe jemand befand, der Deutsch sprach, und ob sie hilfsbereite Deutsche fanden. In dieser Hinsicht waren die Erfahrungen sehr unterschiedlich:

"...bei uns war niemand. Ich hatte Glück, daß ich mit meinen Leuten war, glücklicherweise sind wir mit einem Kollegen zusammengetroffen von der Fachschule, der konnte schon Deutsch. Deswegen haben wir in Berlin diesen Bruder gehabt, er konnte hin und her und raus. Er hat herausgekriegt, wo man sich informieren konnte, mit wem man sprechen konnte. Es gab jemanden in Schönefeld, (der hat) in seinem Büro gesessen, wer kommt, hat ihn nicht interessiert. Da mußten die ausländischen Studenten hinkommen, auch wenn sie kein Deutsch, nicht verstanden

haben. Der Kollege wußte das, und er hat uns hingeführt, dann telefoniert, damit jemand in Radebeul auf uns am Zug wartet, und uns zum Zug gebracht...."

Ein anderes Erlebnis: "Die Schule war nur 200 m vom Bahnhof entfernt. Ich hatte überhaupt keine Papiere, das Einweisungsschreiben war zuhause geblieben, aber ich wußte das Wort 'Ingenieurschule für Anlagenbau'. Das hab' ich immer gefragt, da haben die Leute es mir erklärt. Unterwegs habe ich mich verlaufen, ich kam nie an. Die Leute sagten, 5 Minuten laufen, es waren schon 20 Minuten. Glücklicherweise habe ich einen jungen Mann auf einem Fahrrad getroffen. Ich habe ihn angehalten, er war ganz lieb, ein Schüler, der wohnte auch in der Gegend, der hat mich dann mitgenommen bis dahin, wo die Pforte war. Er sagte dann, er dürfe nicht hinein, weil er noch minderjährig sei, 15, 16 herum. Erst dann kam jemand hervor und sagte: 'Aha, Sie sind der Student aus Uganda. Sie sind zu spät!'...Er hat mich auf mein Zimmer gebracht. Er sagte: 'hier, morgen, das Programm, bitte ansehen, kommen Sie um 8 Uhr'."

Aus diesen Aussagen wird die Dialektik von Betreuung und Kontrolle und die Dialektik von Betreuung und Unfreiheit deutlich: Gleich mit der Ankunft der Studierenden setzte dieser Mechanismus ein, die Studierenden konnten sich von Anfang an nicht frei bewegen, es war theoretisch für alles gesorgt, aber natürlich hatte dieser Mechanismus von Anfang an Lücken.

3.2. Sprachausbildung im Herder-Institut

Die Sprachausbildung im Herder-Institut wurde im Fragebogen nicht behandelt. Aus den mündlichen Interviews geht jedoch hervor, daß sie im allgemeinen fachlich als außerordentlich gründlich und effektiv eingeschätzt wurde, sehr rigoros und umfassend:

"Ich kenne schon ein bißchen von dem System der Sprachausbildung, vom Goethe-Institut in West-Berlin. Herder-Institut war effektiver in der Richtung: man hat alle gleich behandelt, egal ob Schulabgänger, Familienvater. Man mußte eben um sieben im Unterrichtsraum sein, mit den Pausen, alles war programmiert, zwei Monate, drei Monate, Schluß, Intensivkurs, Zwischenprüfung. Sind Sie durchgefallen, entstehen viele Fragen. Im Winter mal Ferien, in einem Lager, wie das hieß, wieder allgemeine (Sprachausbildung). Da haben Sie dann Fachfächer in Ihrer

Studienrichtung gehabt, 6 Monate, Schluß, Prüfung, bestanden, Abfahrt. An diesem Tag fährt diese Gruppe nach Leipzig, zack! Diese nach Rostock, zack!"

Trotz des effektiven Sprachunterrichts hatten viele Studierende zu Beginn ihres Universitätsstudiums Schwierigkeiten, die Dozenten zu verstehen und den Vorlesungen zu folgen. Sie waren auf die Hilfe von deutschen Kommilitonen und auf die Betreuungsdozenten angewiesen. Mit der Zeit verminderten sich die Probleme, zumal in der DDR der Sprachunterricht auch während des Fachstudiums fortgesetzt wurde, und mit ihren Fachsprachenkenntnissen sind 70% der Studierenden heute sehr zufrieden oder zufrieden. Nicht oder weniger zufrieden sind 21%, der Rest macht keine Angaben. Mit ihren allgemeinen Sprachkenntnissen sind zwei Drittel der Befragten sehr oder allgemein zufrieden, 22% weniger oder nicht zufrieden, der Rest machte keine Angaben. Diese Einschätzung fiel ähnlich aus wie die der HIS-Studie, wo nach zweijährigem Aufenthalt 90% der befragten Studierenden ihre Lesekenntnisse als 'gut bis sehr gut' einschätzten, 70% ihre Schreibkenntnisse und 65% ihre Fähigkeit Deutsch zu sprechen³⁸.

Obwohl die Mehrheit der Befragten ihre Sprachkenntnisse als gut bezeichnet, sind andererseits die meisten Studierenden der Meinung, daß Sprachkurse auch während des Studiums notwendig seien. Das betrifft vor allem die Fachsprachenkenntnisse, wie die folgende Tabelle zeigt:

Tab. 6: Sprachkurse während des Studiums notwendig (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

	ja	nein
Fachsprachenkurse	51	10
allgemeine Sprachkurse	44	7

38 Vgl. HIS-Studie S. 140

3.3. Fachstudium an der Universität oder Hochschule

In allgemeinen wurde die fachliche Ausbildung im jeweiligen Studienfach positiv beurteilt. Das galt sowohl für die DDR-Zeit wie für die Veränderungen nach der Wende, und das gilt sowohl für die Studieninhalte wie für die Kompetenz und das Engagement der Lehrenden.

3.3.1. Vergleich zwischen der Schul- und Studienorganisation in der Heimat und in der DDR

Die Umstellung von der Schule oder Hochschule im Heimatland auf das Studiensystem in der DDR empfanden 43 % der Befragten als eher leicht und 46 % als eher schwer. Die Studienorganisation in ihrem Studienfach wurde von der Mehrheit der Befragten sowohl zu Beginn ihres Studiums wie heute positiv eingeschätzt. Die wahrgenommenen Änderungen nach der Wende hielten sich zum Zeitpunkt der Befragung im September 1991 in Grenzen. Die Umstellung auf das neue Studiensystem nach der Wende empfanden 38 % als eher leicht und 45 % als eher schwer, dennoch war die Mehrheit der Befragten mit der Studienorganisation zum Zeitpunkt der Befragung zufrieden.

Tab. 7: Es sind heute mit der Studienorganisation zufrieden (in % der Befragten):

	allgemein	fachspezifisch
sehr zufrieden	66	70
weniger zufrieden	20	21
k.A.	12	9

Zu den spezifischen Schwierigkeiten des Studiums in ihrem Studienfach haben 50% der Befragten qualitative Aussagen gemacht. Sie bezogen sich zunächst auf die Probleme beim Übergang vom Schul- oder Studiensystem in ihrer Heimat zum Studiensystem in der der DDR:

Sprachprobleme

- Sprachliche Verständigung
- Angst vor der Sprache

- Mangel an Deutschkenntnissen
- Verständnisprobleme, viel Stoff

Organisationsprobleme

- psychologische Anpassung an neues System: Mangel an Betreuern, Mangel an Büchern
- in Bezug auf die Bewertung und Zensierung (um so zu sagen, hier fast keine mehr) (PH Leipzig, Mosambik)
- Cambridge Schulsystem (im Heimatland) ist nicht einfach
- Überlastung
- Mangel an praktischen Kenntnissen, andere Gestaltung der Seminare, die Vorlesungen gingen zu schnell (tropische Landwirtschaft, Madagaskar)
- Keiner wußte überhaupt, worum es geht! Sogar manche Abteilungsleiter
- Die Schwierigkeiten waren, daß ich vieles allein machen sollte. Man verlangte mehr Selbständigkeit (Geschichte, Mosambik)
- Mangel an Information
- Literaturmangel
- Lange arbeiten
- Psychologische Schwierigkeiten, Durchfallquoten
- Veränderter Inhalt, ohne adäquate Vorbereitung
- mehr schriftliche Prüfungen zu Hause
- Mündliche Prüfungen gibt es nicht, Seminare gibt es auch (zu Hause)
- Selbststudium, praktische Teile des Studiums
- Prüfungsbewertungen, Prüfungsarten und -systeme, Seminare
- Art der Prüfung (zu Hause nur schriftlich)
- Mehr Praktikum und Experimente hier
- Mündliche Prüfungen Tutorien
- Übungen, Experimente, Partnerarbeit
- das einzige Problem liegt daran, daß ein Student am Anfang seines Studiums ganz geringe Kontakte zu anderen hat und deshalb mit niemandem diskutiert
- Unterschied über Universitätsgrade (sogenannte Promotionsarbeit)
- Ein Arzt in meiner Heimat wird Doktor, ohne noch mal vier Jahre eine Arbeit zu schreiben
- Benutzen hier von Tabellen, Rechner, Referenten (regelmäßiger)
- Studienbedingungen sollten hier besser sein, wenn ich richtig integriert werden könnte
- Selbst schreiben in der Vorlesung

- Diskussion im Seminar
- Mündliche Prüfungen, in Tansania nur schriftliche Prüfungen
- In Tansania weniger Ausrüstungen, Lehrer und Bücher
- In der DDR wurde die Theorie und Praxis eng verbunden dargestellt

Kontrolle

- Keine Selbstentscheidung
- zuviel kontrollierte Verhaltensweisen
- zu viele Politik
- Anpassung an Politik
- Religionszwang (Islam oder Christentum im Sudan)
- Viele Politik in der alten DDR
- beide waren sozialistisch orientierte Studiensysteme
- DDR hatte neben dem Studium noch eine politische und ideologische Aufgabe
- Unerlaubte Literatur (wissenschaftlich)
- Bei uns wird nur das Resultat betrachtet, in der DDR war auch das Verhalten von Bedeutung
- Kritikmangel in der DDR
- Strenge Regeln, keine individuelle Entscheidung
- zu strenge politische Inhalte bzw. Politisierung
- Bevorzugen der Studenten je nach Ländern oder Verhalten
- Zu Hause ist Bildung mit sozialer freier Marktwirtschaft verbunden. In der DDR war Bildung mit dem sozialistischen System verbunden
- Einmischung der Universität hier in das private Leben der Studenten
- Betonung atheistischer Ideen hier (Verführung der Studenten)

Lehrpersonal in der DDR

- DDR mehr Lehrer, bessere Ausbildung in der DDR
- Qualifikationsniveau der Lehrer, räumliche Ausstattung
- Gute Lehrer hier
- Leistungsförderung, mehr Literatur als zu Hause, gute Ausbildung der Lehrkräfte (Mathematik/Mosambik)
- Das Studiensystem in der ehemaligen DDR war das Vorbild für das Studium in meiner Heimat
- In der ehemaligen DDR gibt es viele Professoren und hochqualifizierte Menschen an den Hochschulen (Erziehungswissenschaften, Äthiopien)

Ausbildungsniveau in der DDR

- 12. Klasse in der DDR ist 10. Klasse bei uns (Landwirtschaft, Simbabwe)
- Mehr (viel mehr) Studienanforderungen in der Heimat
- mehr auf das in der Praxis Wesentliche orientiertes Studium in der DDR
- Höhere Anforderungen zuhause
- in meiner Heimat: Das Schulsystem ist theoretisch am Beispiel der DDR orientiert. Es fehlt aber an Lehrkräften, die pädagogisch gut ausgebildet sind. Diese Schwierigkeit setzt sich fort bis in die Universität
- Unser Studiensystem ist in Deutschland nicht anerkannt, und ich kann nur sagen, daß es große Unterschiede gibt

3.3.2. Veränderung der Studienorganisation nach der Wende

Die Neuorganisation der Studienorganisation wurde, soweit sie bis September 1991 überhaupt stattgefunden hatte oder wahrgenommen worden war, im allgemeinen positiv beurteilt. Zu dieser insgesamt positiven Einschätzung hat entscheidend die schnelle Regelung der Stipendienprobleme durch die Übernahme der Stipendien der DDR-Institutionen durch den DAAD beigetragen. Außerdem wurde die Möglichkeit, die Bibliotheken und sonstigen Einrichtungen der Universitäten in Westberlin zu nutzen, und die Modernisierung der Ausrüstung in manchen Fachgebieten positiv beurteilt. Die Veränderung einzelner Unterrichtsformen wurde folgendermaßen beurteilt:

Tab 8: Es gibt jetzt Arbeitsformen (von % der Befragten genannt):

	mehr	weniger	gleich	nicht	mehr	k. A. ges.
Seminare	25	13	29	5	29	100
Vorlesungen	19	17	32	5	27	100
Gruppenarbeit	4	12	26	16	42	100
Einzelarbeit	25	8	24	1	42	100
Tutorien	8	8	16	12	56	100
Praktika	22	15	18	8	22	100
Übungen	19	17	19	5	40	100
Experimente	8	14	17	10	51	100

Partnerarbeit	5	12	17	10	56	100
Insgesamt	135	106	180	72	365	

3.3.3. Veränderung der Studieninhalte und -anforderungen nach der Wende

Auch eine Veränderung der Studieninhalte wird nur in begrenztem Maße wahrgenommen, und ihre Beurteilung ist stark abhängig vom Studienfach. Die Studierenden, die sich dazu geäußert haben, beurteilen die Veränderungen überwiegend positiv. Zu diesem positiven Urteil trug vor allem die Meinung bei, die Ausstattung der Fächer und Fachbereiche habe sich verbessert, aber es wurde auch eine Modernisierung der Inhalte gesehen.

Tab. 9: Studieninhalte sind (in % der Befragten):

	genau so gut	besser	schlechter	k.A.
Studieninhalte	34	39	4	23
Organisation	25	21	12	42
Insgesamt	59	60	16	65

Die begrenzte Wahrnehmung von Änderungen nach der Wende galt auch für die Leistungsanforderungen. Die Mehrheit der Befragten war im September 1991 der Meinung, es habe sich nichts geändert. Diejenigen, die überhaupt eine Veränderung der Anforderungen sahen, fanden sie jedoch eher höher.

Tab. 10: Allgemeine Veränderungen der Anforderungen (in % der Befragten):

	gestiegen	gesunken	gleich	k.A.
Anforderungen allg.	39	8	36	17
Druck der Betreuer	14	9	11	66
Insgesamt	53	17	47	73

Die Veränderungen der Leistungsanforderungen wurden je nach Beurteilungsinstanz etwas unterschiedlich beurteilt. Insgesamt wurde aktuell

mehr Leistungsdruck gesehen, und das vor allem durch den Stipendiengeber. Gleichzeitig muß festgehalten werden, daß die Mehrheit der Befragten sich dazu nicht äußerte, woraus vielleicht geschlossen werden kann, daß weder früher noch heute ein übermäßiger Leistungsdruck empfunden wurde und wird.

Tab. 11: Veränderungen der Leistungsanforderungen. Mehr Druck durch (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

	Früher	heute	k.A.
wissenschaftliche Betreuer	14	23	63
Stipendiengeber	23	31	46
Insgesamt	37	54	

Nur wenige Studierende sahen Auswirkungen der Neuorganisation des Studiums auf die Anerkennung ihrer in der DDR erbrachten Studienleistungen. Im September 1991 gaben allerdings 40% der Befragten an, sie wußten noch nicht, ob Änderungen stattfinden würden, 26% sahen keine Änderungen und 9% gaben an, daß sich ihr Studium verlängere. Auch die qualitativen Aussagen über die Veränderungen des Studiensystems nach der Vereinigung waren überwiegend positiv. Wenn überhaupt Veränderungen gesehen wurden, was von vielen ausdrücklich verneint wurde, wurde vor allem die größere Wahlfreiheit und die Verbesserung der Ausstattung hervorgehoben. Einige der Aussagen bezogen sich jedoch gleichzeitig auf die ehemalige DDR.

Studienorganisation und -inhalte

- Methoden der Prüfungsdurchführung: Multiple Choice (Zahnmedizin/Simbabwe)
- hier gibt es viele Ausrüstungen, Lehrer, Literatur usw.
- Fast gleich (hatte in kapitalistischem System studiert)
- Viele Praxismöglichkeiten
- Fachgenaue Lehrstoffe und sehr qualifizierte Professoren (Lebensmitteltechnologie, Tansania)
- Fachbezogenheit, Spezialisierungsgrad der Lehrer (Demographie, Guinea-Bissau)
- Student bestimmt den Verlauf seines Studiums (z.B. wann mit den Prüfungen beginnen)
- zahlreiche Praktika

- bürgerliche Theorie statt sozialistischer, die ich fünf Jahre gelernt habe
- Mehr Möglichkeiten, kreativer, größere Abschlüsse als im Sudan (Journalistik, Sudan)
- Fast gleich (ist das Studiensystem geändert worden?) (Medizin, Kamerun)
- Inhalten und Methoden, fachliche Kompetenz der Lehrkräfte
- Selbstauswahl von Vorlesungen, Seminare (Mathematik, Äthiopien)
- Praktische Teile (Diplomingenieur, Äthiopien)
- noch besser als DDR (tropische Landwirtschaft, Angola)
- BRD: Forderungen nach Leistung, überflüssige Literatur für wissenschaftliche Arbeit (Jura, Angola)
- mehr Freiheit, mehr Verantwortlichkeit und Selbständigkeit (Mathematik, Angola)
- Wahlfreiheit der Studenten (viel fakultative Vorlesungen) hier (Physik, Kamerun)
- Zuviel mündliche Prüfungen (Medizin, Simbabwe)

Lehrpersonal

- bessere Kontakte zu Lehrern im neuen System (Medizin/Kamerun)
- Die Lehrer sind hier viel freundlicher (Jura/Äthiopien)
- Zuwendung und Solidarität mit Fremden oder Heimatlosen fehlt (Medizin/Kamerun)

3.3.4. Besprechen von Studienproblemen

Studienprobleme werden mit verschiedenen Personen besprochen, wobei die Kommilitonen unter den Personen, mit denen die Studierenden sie häufig oder manchmal besprechen, weit an der Spitze stehen. Das gilt für die ehemalige DDR wie heute. Ein sehr hoher Prozentsatz der Studierenden spricht selten oder nie mit den genannten Personen oder hat die Frage nicht beantwortet.

Tab. 12: Es besprechen Studienprobleme mit (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

	häufig		manchmal	
	früher	heute	früher	heute
Kommilitonen	47	42	14	10
Professor	13	18	15	18
Assistent	12	8	18	15
Sonst. Lehrpersonen	12	12	12	12
Tutor	5	9	10	7
Insg.	89	99	69	62

Unter den Studienkollegen sind die Landsleute die beliebtesten Ansprechpartner bei Studienproblemen, obgleich sie nicht die kompetentesten Ratgeber sein mögen. Daß auch andere Ausländer eine große Rolle spielen, ergab sich in der ehemaligen DDR vor allem aus dem engen Kontakt in den Seminargruppen und Wohnheimen, ist aber auch ein Zeichen niedriger Schwellenangst der ausländischen Studierenden untereinander. Die besondere Bedeutung der Landsleute als Ratgeber für die ausländischen Studierenden wurde auch in der HIS-Studie für Westdeutschland festgestellt³⁹.

Tab. 13: Sind die Kommilitonen mit denen Sie Ihre Studienprobleme besprechen (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

Landsleute	62
andere Ausländer	49
Deutsche	46

Auch in der HIS-Studie wurde festgestellt, daß Landsleute eine besondere Rolle spielen, wenn es um Hilfe beim Zurechtfinden in der Hochschule geht. Allerdings spielten deutsche Studenten eine größere Rolle, an die sich 75% der Befragten wandten. 56% wandten sich an Landsleute, 48% an andere Ausländer, 45% an Dozenten und 38% an Mitar-

39 Vgl. HIS-Studie, S. 163 f.

beiter des Akademischen Auslandsamts⁴⁰. Insgesamt scheint es, daß die ausländischen Studierenden in Westdeutschland etwas mehr Gesprächspartner hatten.

3.3.5. Besondere Hilfen für afrikanische Studierende

19% der Studierenden waren der Meinung, daß sie früher, 3%, daß sie heute, und 18%, daß sie sowohl früher wie heute als afrikanische Studierende erhöhte Aufmerksamkeit in ihrer Hochschule erhielten. 18% der Studierenden gaben an, Übersetzungen von Studientexten zu erhalten, 20% erhielten Spezialliteratur, 24% zusätzliche Beratung. In den wenigen qualitativen Aussagen wurde die Meinung, die afrikanischen Studierenden seien bevorzugt behandelt worden, indirekt bestätigt:

"Geringere Leistungsanforderungen existierten, aber ich machte (und brauchte nicht zu machen) keinen Gebrauch davon. (Germanistikstudentin, Madagaskar)

Werden Sie jetzt bevorzugt behandelt?

"Die Leistungsmaße sind jetzt gleich für beide (Deutsche und Ausländer). Aber wie gesagt, es ist und war mir egal, was gefordert wurde und wird. Hauptsache, ich zeige eine Leistung, die der einer Deutschen gleich kommt! Oder sogar übertrifft!" (Studentin der Veterinärmedizin, Ghana)

4. Soziale Integration der Studierenden - die Dialektik von Betreuung und Kontrolle

Die Probleme des sozialen Kontakts zwischen den Studierenden und Deutschen wurden sowohl in der standardisierten Umfrage wie in den persönlichen Interviews angesprochen. Bei der Darstellung der Ergebnisse folgen wir in groben Zügen dem Leitfaden der Interviews, in denen die Integrationsprobleme der Studierenden von der Abreise aus dem Heimatland über die Sprachausbildung im Herder-Institut bis zum Fachstudium an der Universität oder Hochschule in der DDR und die Veränderungen des sozialen Klimas durch die deutsche Vereinigung nachgezeichnet wurden. Sowohl im Fragebogen wie in den Interviews

40 Vgl. HIS-Studie, S. 141

wurden die sozialen Kontakte der Befragten zu Deutschen in den jeweiligen Ausbildungsinstitutionen wie zur allgemeinen Bevölkerung erfragt. In den meisten Fällen sind die Befragten auch in den Interviews bei Aussagen über diese unmittelbaren Kontakte und Beziehungen geblieben und haben sie nicht bis zu einem generellen Vergleich zwischen den sozialen Beziehungen im Herkunftsland und den Umgangsformen in der DDR oder der Bundesrepublik generalisiert. Es ging ihnen weniger um einen Vergleich der verschiedenen gesellschaftlicher Systeme als um die Schilderung ihrer konkreten Erlebnisse. Verallgemeinerungen wurden, sofern überhaupt, am ehesten im Hinblick auf die Struktur der deutschen Familie im Vergleich zur Familienstruktur im Heimatland vorgenommen. Außerdem haben sich die Befragten am ehesten in generalisierenden Begriffen geäußert, wenn von der ausländerfeindlichen Haltung der deutschen Bevölkerung im allgemeinen die Rede war.

4.1. Soziale Kontakte im Herder-Institut

Die einjährige Sprachausbildung am Herder-Institut in Leipzig, gelegentlich auch in den Außenstellen Radebeul, Glogau oder Wismar, bot die erste Gelegenheit zu sozialen Kontakten zu Deutschen. Das Herder-Institut spielte deshalb eine große Rolle als sozialer Raum, wo die Studierenden ihre ersten Urteile über die Lebensverhältnisse in der DDR und über die Normen, Werte und Verhaltensweisen der DDR-Bevölkerung bildeten. Da die Studierenden sehr isoliert lebten, und zudem durch ihre noch schwachen Deutschkenntnisse behindert waren, beschränkte sich ihr Kontakt in der Regel auf ihre Lehrerinnen und Lehrer oder andere Kontakte, die direkt oder indirekt über das Herder-Institut organisiert wurden. Die Studierenden wohnten alle in Internaten, und der Unterricht war in Gruppen von 5-10 Studenten organisiert. Deren Zusammensetzung hing ab vom späteren Studienfach und dem Zeitpunkt der Ankunft. Obwohl die Lerngruppen nach Fachbereichen zusammengesetzt waren, fanden die meisten Studierenden auch in ihrer Lerngruppe Landsleute, die mit ihnen zusammen eingereist waren.

4.1.1. Kontakte zu Lehrenden im Herder-Institut

Die Beziehungen zu den Lehrenden im Herder-Institut wurden im allgemeinen als freundlich und korrekt, aber nicht sehr persönlich geschil-

dert. Sie gingen selten über Unterrichtskontakte hinaus, private Einladungen erhielten die Studierenden von einigen Lehrenden, von anderen nicht. Ein Kameruner Student berichtet über seine privaten Kontakte zu den Lehrenden im Herder-Institut: "Es gab private Einladungen. Wenn wir Geburtstag hatten, dann haben wir die Lehrer eingeladen." Auch umgekehrt sei das der Fall gewesen. Von den Teilnehmern der Gruppendiskussion wurden unterschiedliche Erfahrungen während des Sprachunterrichts berichtet. Aus Radebeul: "Wir haben viel gehabt von unseren Lehrern, wenn wir Probleme hatten, sie kamen extra aufs Zimmer, auch mal, um die Alltagsprobleme von den Studenten zu besprechen. Die haben viel geholfen. Sie haben auch viele Exkursionen organisiert." Ein Student, der ebenfalls die Sprachausbildung in Leipzig gemacht hatte, hatte sehr positive Erinnerungen an seine erste Lehrerin: "Wir hatten eine junge Dame, die ihr Studium hier an der Universität Leipzig beendet hat und dort angefangen hat. Die hat sofort mit unserer Gruppe angefangen, sie war eben jung wie wir. Sie hat versucht, uns Leipzig zu zeigen, die Pubs hier, bestimmte Lokale. Die Älteren waren auch sehr freundlich, die haben uns eingeladen nach Hause. Es war gerade in dieser Zeit vor Weihnachten, wir haben zusammen gegessen, getrunken, sich unerhalten in Gesellschaft." Auch ein weiterer Student im Herder-Institut in Leipzig wurde von dem für seine Gruppe verantwortlichen Lehrer nach Hause eingeladen: "Das hat man immer gemacht. Deswegen habe ich die Bedingungen am Herder-Institut (gut gefunden), das war ganz toll." Ein weiterer Student fand die Beziehungen zu seinen Lehrern im Herder-Institut "ganz normal": "Mich persönlich hat eine Lehrerin einmal eingeladen, das war einmal. Ich habe mich mit allen gut verstanden, weil ich mehr oder weniger ein fleißiger Student war, da haben mich alle gern gehabt. Aber unsere Beziehungen waren auf das Institut beschränkt." Ein Student aus Kamerun berichtete auch über private Einladungen von Lehrern: "Ja, dieser Lehrer hat uns immer eingeladen, andere nur so zwei oder dreimal... aber unser Lehrer, es war ihm wirklich alles egal, ich denke, der war so gläubig und so, und der ist wirklich sehr gut." Zwei Studierende berichteten von Diskriminierung durch ein Mitglied des Lehrkörpers: eine Angolanerin war der Meinung, eine ihrer Lehrerinnen habe eine Studiengruppe aus Jemen und allgemein die Araber bevorzugt, während sie den Schwarzafrikanern gegenüber sehr unfreundlich gewesen sei. Eine andere Lehrerin sei nett gewesen und habe versucht, das etwas auszugleichen. Auch ein anderer Angolaner war der Meinung, daß es im Herder-Institut im Gegensatz zur Universität eine Prestigeskala von Ausländern gegeben

habe: "Am Herder-Institut kann ich das zwar nur vergleichen mit den Leuten, die mit mir zusammen gelernt haben, aber die Araber mit heller Hautfarbe hatten ein besseres Prestige als die Schwarzen, und auch als die Araber, die eine dunklere Hautfarbe hatten. Eigentlich ist es gut gelaufen, aber bei der Behandlung konnte man sehen, daß einige Gruppen besser dastanden als andere."

4.1.2. Die Dialektik von Betreuung und Kontrolle im Herder-Institut

Die afrikanischen Studierenden befanden sich in der ehemaligen DDR, zumindest der Tendenz nach, in einem ideologisch geschlossenen System. Eine offen antisozialistische Haltung konnte das Studium gefährden. Die Grundlagen sozialistischer Ideologien wurden im Herder-Institut und in der Universität in Veranstaltungen vermittelt, die für alle Studierenden verpflichtend waren. Das war nur möglich, weil die Studierenden feste Studienpläne hatten und in geschlossenen Seminargruppen gemeinsam unterrichtet wurden. Auf diese Weise war eine formale Kontrolle der Teilnahme an den Veranstaltungen möglich, in denen die Grundlagen des Marxismus-Leninismus vermittelt wurden, und es war auch bis zu einem gewissen Grade eine Kontrolle über die ideologische Übereinstimmung der Studierenden mit der offiziellen Ideologie der SED möglich.

An sich wurde vorausgesetzt, daß jeder Studierende an eine Hochschule in der DDR wie auch jeder Bürger sich zu den Grundlagen des Systems bekannte. Das galt besonders für diejenigen Studierenden, die aus befreundeten sozialistischen Entwicklungsländern stammten; etwa Angola, Mosambik und Guinea-Bissau, Namibia, Tansania. Nur Studierende, deren Bekenntnis zum Sozialismus vorausgesetzt werden konnte, hatten Chancen, ein Stipendium der DDR-Regierung oder einer der von der Regierung abhängigen Organisationen wie der SED, der FDJ, des FDGB und der verschiedenen Freundschaftsgesellschaften zu erhalten. In denjenigen Ländern, die die Entsendung von Studierenden in die DDR über ein spezifisches Abkommen geregelt hatten, wurde die Überprüfung der ideologischen Voraussetzungen weitgehend den heimischen Regierungen überlassen, denn in der Regel handelte es sich um Länder, die sich gleichfalls formell zum Marxismus-Leninismus als staatliche Ideologie bekannten oder sich zumindest als nichtkapitalistisch verstanden. Im Herder-Institut waren die Marxismus-Leninismus-Bestandteile

im Fach "Landeskunde" integriert, in dem sowohl die Grundlagen des politischen wie ideologischen Systems wie allgemeine landeskundliche Kenntnisse über Wirtschaft, Klima und Geschichte der DDR vermittelt wurden. Diesem Teil des Lehrangebots haben die Studierenden offenbar nur geringen Widerstand entgegengesetzt. Das mag damit zusammenhängen, daß sie sich sprachlich nicht in der Lage fühlten, Kritik zu äußern, und sich auch in der Studienorganisation zu wenig auskannten, um Widerstand leisten zu können.

Nach 1988 verlor die ideologische Orientierung des Faches Landeskunde offenbar an Bedeutung, und Marxismus-Leninismus als geschlossenes Lehrgebiet war verschwunden. Ein Student aus Ghana, der 1989 den Sprachkurs in Leipzig gemacht hat, berichtete, daß es Marxismus-Leninismus als Fach nicht gegeben habe, aber im Lehrbuch habe es so etwas gegeben, Verherrlichung der DDR, der östlichen Länder, Kapitalismuskritik, aber mehr nicht. Die Lehrer hätten das System immer kritisiert, das aber immer nur als Spaß gemeint. Ein Angolaner, der 1986 seinen Sprachkurs begonnen hatte, berichtete, daß er zwar nicht im Marxismus-Leninismus, aber in Landeskunde eine Prüfung machen mußte, und daß er, um sie zu bestehen, auch Dinge wiederholen mußte, von denen man nicht überzeugt war:

"... Viel zuviel sozialistische Propaganda, die man in Wirklichkeit nicht gelebt hat. Z.B. hat man gesagt, daß es hier keinen Rassismus gibt, aber auf der Straße hat man das richtig erlebt, ja. Und wenn man richtig erlebt, daß es so etwas gibt, und in der Schule soll man etwas anderes sagen, das tut weh in der Prüfung."

Auch eine angolansische Studentin, die 1988 den Sprachkurs in Leipzig begonnen hat, berichtete vom Fach Landeskunde, und daß darin sehr viel Marxismus-Leninismus enthalten gewesen sei, ohne jedoch auf den Propagandagehalt einzugehen. Da insgesamt nur drei Studierende auf das Fach Landeskunde in der Sprachausbildung eingegangen sind, und von diesen nur zwei sich Gedanken über den Wahrheitsgehalt der vermittelten Inhalte gemacht haben, darf angenommen werden, daß die Mehrheit der Studierenden sich nicht ideologisch unter Druck gesetzt gefühlt haben.

Neben der ideologischen gab es während der Sprachausbildung auch verschiedene Formen sozialer Kontrolle, die eng verbunden waren mit der Organisation des Zusammenlebens in den Internaten und der Betreuung der Studierenden. Die enge Verknüpfung von Betreuung mit sozi-

aler und politischer Kontrolle kann man als typisch für die Organisation des Studiums nicht nur im Herder-Institut, sondern auch an der Universität betrachten. Deshalb war es für die Studierenden immer sehr schwierig, den Kontrollaspekt vom Betreuungsaspekt zu trennen, und je nach persönlicher Einstellung oder individuell erlebtem Zusammenspiel von Betreuung und Kontrolle haben die Studierenden stärker den Betreuungs oder stärker den Kontrollaspekt in der Rückerinnerung hervorgehoben. Die Kontrolle betraf die Tageseinteilung, die Teilnahme am Unterrichtsgeschehen und die häuslichen Arbeitsleistungen der Studierenden. Sie war auf den Studienerfolg der Studierenden bezogen und konnten mit der Sorge um ihr Fortkommen legitimiert werden. Es gab jedoch auch im Herder-Institut offenbar Formen der Kontrolle, die von den Studierenden als Schnüffelei und Nachspionieren, sogar als Betrug empfunden wurden. Nicht alle Studierenden haben sie selbst erlebt, sondern offenbar hat sich eine Atmosphäre generalisierten Mißtrauens gebildet, in der man Übergriffe auf persönliches Eigentum für möglich hielt: "Die anderen Studenten, die schon lange Jahre hier waren, die haben gesagt: Ihr müßt aufpassen mit Briefen und so, in diese kapitalistischen Länder schicken, und wenn wir von zu Hause ein bißchen Geld, Dollar, wir müssen das ganz verstecken." Von einem Doktoranden in Leipzig wurde auch die Isolierung der ausländischen Studierenden im Herder-Institut in das System politischer Kontrolle miteinbezogen: "Ich kenne ausländische Studenten, sie sitzen auch hier in der Mensa, sie haben zwei Jahre Deutsch gelernt, und sie haben in der ganzen Zeit nur mit sechs oder sieben Deutschen gesprochen. Es gibt Frauen, die arbeiten in der Küche, oder Frauen, die arbeiten im Zimmer, aber mit denen haben die Studenten keinen Kontakt, weil das System war, daß die Studenten allein bleiben... Es war Absicht, die ausländischen Studenten von deutschen Leuten fern zu halten. Die DDR war ja doch, wie kann man sagen, ein Polizeistaat." Von einem madegassischen Ehepaar wurde auch die Tatsache, daß die Studierenden im Herder-Institut kein Einzelzimmer hatten, mit dem Kontrollaspekt in Verbindung gebracht. Ehemann: "Wissen Sie, wir haben so gedacht, es gibt eine Möglichkeit so wie in Frankreich, daß man ein Einzelzimmer bekommt. Aber hier in der damaligen Zeit, das war unmöglich. Um ehrlich zu sagen, das war verboten. Es wurde ein offizieller Grund angegeben, nämlich, daß ein Ausländer, wenn er hierhin kommt, sich nicht auskennt. Er weiß nicht, wo ein Arzt ist, wenn er krank ist. Er hat Angst wahrscheinlich, und deshalb muß jemand bei ihm bleiben, ihn zu betreuen, so war der Grund. Und als wir dann den Sprachunterricht begonnen haben, da

mußten wir schon 7.00 Uhr morgens anfangen. Und jeden Morgen kam jemand ins Zimmer, offiziell um zu kontrollieren, ob jemand krank ist. Aber es war eine Kontrolle. Und dann sind so viele Sachen verschwunden, ehrlich, so viel Geld. Die Ausländer hatten ein bißchen Valuta, Dollar oder so."

Im Gruppengespräch in Leipzig wurde der Kontrollaspekt auf den Gegensatz zwischen der DDR und dem kapitalistischen Ausland bezogen und die Vermutung geäußert, daß besonders solche Studierende kontrolliert werden, die enge Beziehungen zu kapitalistischen Ländern hatten: "Ich bin im Herder-Institut, ich muß jeden Tag zum Sekretariat gehen, weil ich in kapitalistischen Ländern war. Und es war auch eine hundertprozentige Enttäuschung im Herder-Institut, man konnte nicht so sagen, was man wollte, man mußte immer vorsichtig sein."

Schon während ihrer Zeit im Herder-Institut haben jedoch zwei Studenten erlebt, daß das ideologische System der DDR brüchig war und manche Menschen sich schon vollkommen von der sozialistischen Ideologie distanziert hatten. Ein Studierender berichtet, daß er auch die offene Kritik am DDR-System für einen Versuch hielt, ihn der Abweichung zu überführen:

"... Ich hatte eine deutsche Freundin, und danach habe ich ein paar deutsche Bekannte gehabt, das war noch im Herder-Institut. Also die haben mir sehr schlecht über das Regime gesprochen. Ich hatte sogar Angst, ich habe kein Wort gesagt. Sie haben gesprochen: hier ist eine Diktatur, hier ist man nicht frei, und ich war erschreckt, ich habe gedacht: diese Leute wollen, daß ich ins Gefängnis gehe? Ich habe kein Wort gesprochen."

4.1.3. Kontakte zur deutschen Bevölkerung während der Sprachausbildung

Im Herder-Institut hatten die Studierenden kaum Kontakte zur deutschen Bevölkerung. Es wurde bedauert, daß die ausländischen Studenten während des Sprachunterrichts nicht mit Deutschen zusammen wohnten: "Für die Sprache braucht man täglichen Kontakt mit anderen Leuten. Ich habe erwartet, daß wir mit Deutschen in einem Zimmer zusammen wohnen, aber z.B. ich als Araber wohne mit einem Araber zusammen, oder ich wohne mit einem Afrikaner zusammen." Positiv wurden die Kontakte zu deutschen Studenten von einem Befragten beschrieben, der seine Sprachausbildung in Wismar gemacht hatte. Dort sei die Sprachabteilung Teil der Universität gewesen, und die ausländischen Studierenden hätten in einer Fußballmannschaft gegen deutsche Studenten gespielt. Er persönlich sei auch häufig in Familien eingeladen worden, weil er gut Englisch spreche, und die Leute von ihm Englisch lernen wollten. Ein Kameruner Student teilte jedoch mit, er und seine Kollegen hätten allgemein Vorsicht walten lassen bei privaten Kontakten zur deutschen Bevölkerung, weil allgemein bekannt gewesen sei, daß die Ausländer Devisen hätten und manchmal etwas gestohlen worden sei.

Die privaten Kontakte zu Deutschen wurden vor allem durch die begrenzten Sprachkenntnisse in den Anfangsmonaten limitiert. Sie waren umso geringer, je stärker die Studierenden in die Gruppe ihrer Landsleute integriert waren und je weniger offen sie allgemein für kulturelle Kontakte waren. Ein Student, beschrieb sich selbst als extrovertiert und beurteilte seine persönlichen Kontakte schon während der Sprachausbildung, die er am berufspädagogischen Institut in Magdeburg absolviert hatte, sehr positiv: "... konnte ich noch kein Deutsch, aber im Leben muß man ein bißchen Cleverness entwickeln, mit Gestik, Mimik, das geht alles. Und als kleiner Pädagoge mußte man damals auch ein bißchen das, was man gelernt hat in der Psychologie, anwenden, und das hat auch gefallen (lacht)."

Der Kameruner Student berichtete von Kontakten zu einer Familie während der Sprachausbildung: "... Man hat uns gesagt, wenn wir die Möglichkeit hätten, unsere Kenntnisse zu verbessern, könnten wir mit den Schülern sprechen, Kinder und so. Es war so eine Schule mit einigen Bänken vor der Schule, na, wir saßen manchmal dort und dann

kommen die Schüler, und dort habe ich so kennengelernt einen 14-jährigen, der kam immer zu mir, und wir haben gelernt. Er hat erzählt seinen Eltern, er kennt einen Afrikaner, der ist gut und so. Weihnachten haben sie mich dann eingeladen, er ist erstmal mit seinem Vater gekommen zu mir zum Wohnheim. Ja ja, das war wirklich gut, und wir sind erstmal dahin gegangen, und dann haben sie mich eingeladen, und dann habe ich die Familie kennengelernt. Es ist eine christliche Familie mit fünf Kindern, das ist selten, und der ältere Bruder war damals im dritten Studienjahr, der ist fertig jetzt und macht Facharztausbildung. Der kommt zu mir hierher, bis jetzt habe ich Beziehungen zu dieser Familie...." Über Kontakt zu Schülern berichtete auch ein Student für Glogau : "Wir hatten auch Feiern mit den jungen Mädchen von der Schule, Kontakte mit den Schülern und Schülerinnen. Man sagte, wenn man Kinder versteht, dann kann man Deutsch sprechen. Wir haben immer versucht, mit den Kindern zu sprechen." Kontakte zu Familien hätten sich nur zufällig im einen oder anderen Fall ergeben. Die Bevölkerung von Glogau sei sehr zurückhaltend gewesen: "Die Umgebung war nicht so freundlich, muß ich ehrlich sagen." Eine Studentin aus Madagaskar hatte in Leipzig während des Sprachunterrichts Kontakt zu einer Deutschen gewonnen, die ihre Adresse im Herder-Institut angegeben hatte: "Und ich habe sie noch nicht gefragt, warum sie ihre Adresse nach Leipzig gesandt hat. Es gibt so etwas, Deutsche, Frauen, Männer, die Kontakt zu Ausländern wollen, können ihre Adresse lassen, da habe ich eine genommen. Sie hatte geschrieben, daß sie ein bißchen Englisch spricht, da habe ich ihr ein bißchen auf Deutsch und ein bißchen auf Englisch geschrieben. Eine Woche nachher kam die Antwort, bis jetzt bleiben wir immer so. Das ist eine jüngere Frau, so 30. Sie mag gern Briefwechsel... sie war schon mal in meinem Internat, ich war bei ihr schon dreimal. Diesen Sommer möchte ich noch mal dorthin, aber bis jetzt habe ich noch keine Zeit. Das ist weit von hier, sechs Stunden mit dem Zug."

4.2. Soziale Kontakte im Fachstudium

4.2.1. Anpassungsprobleme zu Beginn des Studiums und heute

Die sozialen Kontakte der Studierenden haben sich während des Hauptstudiums an den verschiedenen Universitäten und Hochschulen entschieden erweitert. Ihr soziales Umfeld ist weitaus komplexer geworden.

Nicht nur die Gruppe der Lehrenden hat sich differenziert in Professoren, Assistenten, Tutoren, Praktikumsleiter usw., sondern es sind als neue Gruppe die deutschen Mitstudenten hinzugetreten, die jetzt eine der bedeutsamsten Kontaktgruppen für die ausländischen Studierenden darstellen.

Die Studierenden kamen in der Regel nicht ohne Vorerfahrungen mit Europäern in die DDR: 81% kannten schon in der Heimat irgendwelche Ausländer, und 60% hatten in der Heimat gute Erfahrungen mit ihnen gemacht. Viele dieser Studierenden fanden ihre Erwartungen an den Kontakt zu Deutschen jedoch nicht bestätigt, weil sie gehofft hatten, daß die Deutschen offener sein würden. Zu Beginn ihres Studiums hatten die Befragten dennoch erheblich mehr Anpassungsprobleme als heute, wie sich aus einem Vergleich ergibt. Besonders stark haben die Sprachprobleme abgenommen. Verstärkt haben sich nur die Wohnungsprobleme, was sich aus der Tatsache ergibt, daß manche Studierende ihren Platz im Wohnheim verloren haben, und alle müssen jetzt erheblich mehr bezahlen.

Tab. 14: Schwierigkeiten zu Beginn und heute mit ... (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)

	zu Beginn	Jetzt
Sprache	61	8
Mensaessen	46	18
Klima	37	13
Kleidung	33	4
Ernährung	26	3
Versorgung	21	10
Wohnen	19	35
Einkaufen	18	6
Religion	8	2

Es hat also ein Eingewöhnungsprozeß stattgefunden, und die Studierenden haben Kompetenzen im Umgang mit der deutschen Umgebung erworben. Das betrifft allerdings vor allem die Probleme, die von ihnen selbst gestaltet werden können, während die Probleme im Kontakt mit Deutschen, die von den deutschen Kontaktpersonen abhängen, nicht in gleicher Weise abgenommen haben. Generell gesehen ergibt der Ver-

gleich der Schwierigkeiten zu Beginn des Studiums und heute im sozialen Bereich dennoch ein positives Bild sozialer Anpassung. Hatten die Studierenden am Anfang große Schwierigkeiten im Umgang mit Deutschen, zurückzuführen vor allem auf die Probleme der sprachlichen Verständigung, so haben sich diese inzwischen stark vermindert.

Tab. 15: Schwierigkeiten im Umgang mit ... (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)

	zu Beginn	Heute
deutschen Studierenden	49	13
anderen Deutschen	45	23
Hochschullehrern	16	11
anderen Ausländern	5	8
afrik. Studierenden	3	3

Die inzwischen erworbenen sozialen Kompetenzen haben auch eine psychologische Anpassung an die Lebensverhältnisse in der DDR oder Bundesrepublik bewirkt und die Fixierung auf die Heimatkultur vermindert. Heute leiden weniger Studierende als zu Beginn ihres Studiums unter Heimweh, und sehr viel weniger als zu Beginn ihres Studiums fühlen sich einsam oder empfinden Benachteiligungen, während deutlich mehr unter Vorurteilen leiden. Darin zeigt sich ein natürlicher Anpassungsprozeß, der allerdings durch die starke rassische Diskriminierung der Studierenden gerade an den Hochschulstandorten Leipzig und Ostberlin behindert wird.

Tab. 16: Folgen der Diskriminierung. Es leiden unter (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

	zu Beginn	Heute
Einsamkeit	34	13
Heimweh	50	39
Benachteiligungen	27	9
Vorurteilen	22	30

4.2.2. Ideologische und politische Kontrolle während des Fachstudiums

Mit dem Wechsel vom Herder-Institut an die Universität hat die Mehrheit der Studierenden den Studienort und auf jeden Fall das Wohnheim gewechselt. An der Universität Leipzig hatte jede Fachrichtung ihr eigenes Haus oder ihren Hausabschnitt, während die Humboldt-Universität versuchte, die Bewohner der Studentenheime nach Fachrichtung und Nationalität zu mischen.

An der Universität wurde das System ideologischer und politischer Kontrolle sehr viel komplexer, weil die Studienorganisation weitaus differenzierter war als die Organisation der Sprachausbildung und weil das Fachstudium sehr viel länger dauerte als die Sprachausbildung. Außerdem hatten die Studierenden während ihres Fachstudiums mit sehr viel mehr Deutschen in verschiedenen Rollen und Positionen Kontakt als im Herder-Institut. Zudem wurde die politische Kontrolle während des Fachstudiums nicht nur durch Deutsche ausgeübt, sondern auch durch die Landsleute der Studierenden und insbesondere die nationalen Botschaften.

In den letzten Jahren des Verfalls der Ideologie wurde ein mehr und mehr formales Bekenntnis zum Sozialismus erwartet und von den Vertretern des Systems keine wirkliche Überzeugungsarbeit geleistet. Weit hin wurde der Sozialismus als ideologisches System auf den Ost-West-Gegensatz und die Überlegenheit des sozialistischen Systems über den Kapitalismus reduziert, was angesichts der vielfachen Möglichkeiten gerade der ausländischen Studierenden, die Systeme zu vergleichen, zunehmend irrealer wurde und dazu beitrug, die Glaubwürdigkeit des Systems zu erschüttern. Je nach persönlicher Situation und individuellem Temperament reagierten sie mit unauffälliger Anpassung bis zu aktivem Widerstand. Es war auch von zufälligen und individuellen Lebensumständen der Studierenden abhängig, wie weit der Kontrollapparat in ihr persönliches Leben eingriff. Die Ereignisse der Wende haben die Glaubwürdigkeit des DDR-Regimes wie des Sozialismus als ideologischem System auch rückwirkend desavouiert, und alles das mag dazu beigetragen haben, daß wir unter unseren Interviewpartnern keine überzeugten Sozialistinnen oder Sozialisten gefunden haben. Maximale Zustimmung äußerte sich in der Meinung, es sei nicht alles im alten System schlecht gewesen und man bedauere den Verlust mancher sozialen Si-

cherheiten. Allerdings waren nach ihren eigenen Aussagen auch vor ihrer Ankunft in der DDR nur wenige Studierende Sozialisten aus Überzeugung, obwohl die meisten angaben, politisch interessiert und in den ideologischen Auseinandersetzungen in ihrem Heimatland engagiert zu sein. Das galt selbst für die Befragten aus der ehemaligen Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED.

An der Universität begegneten die Studierenden miteinander vernetzten Systemen politischer Kontrolle, die eng mit den Systemen sozialer Betreuung verbunden waren. Sie variierten je nach Fachrichtung und Universität, waren jedoch in den Grundstrukturen gleich. In jedem Falle handelte es sich aber auch um eine Interaktion zwischen konkreten Personen, und deshalb hing die Art, wie das Zusammenspiel zwischen Kontrolle und Betreuung von den Studierenden erlebt wurde, von ihnen selbst, ihrer "Linientreue" und dem Grad sozialer Konformität sowie von den Personen ab, die die Kontrollfunktionen wahrnahmen. Das Kontrollsystem wurde von den Studierenden individuell ganz unterschiedlich erlebt und auch unterschiedlich weit durchschaut.

4.2.2.1. Die FDJ, die nationalen Studentenkomitees und das internationale Studentenkomitee

Aus den Aussagen der Studenten geht hervor, daß das ausgedehnte Netz politischer Kontrolle von den universitären FDJ-Leitungen beherrscht wurde. Die FDJ und die nationalen Botschaften der verschiedenen Länder in der DDR arbeiteten vielfach zusammen, und diese Zusammenarbeit funktionierte umso besser, je ähnlicher die politischen Institutionen und Ideologien denen der DDR waren. Am engsten war die Zusammenarbeit mit den sozialistischen Ländern, die für sich das Recht beanspruchten, ihre Studenten auf Abweichungen von der Parteilinie und vom vorgeschriebenen Verhaltenskodex zu überprüfen. Die eher diktatorischen Regime gestanden den Organisationen der Studenten keine wirkliche Selbstverwaltung zu, sondern gebrauchten sie als Fassade für die Durchsetzung von Beschlüssen, die von Parteigremien in den Heimatländern gefaßt worden waren.

Die Studierenden aus Ländern, aus denen eine größere Zahl von Studenten in der DDR studierte, gehörten einem Zwangsverband an, dem Nationalen Studentenkomitee (NSK) ihres Heimatlandes, das nach

Hochschulen und Städten gegliedert war. Wie viele andere Organisationen hatten auch die NSK zugleich Betreuungs- wie Kontrollfunktionen. Sie organisierten kulturelle Veranstaltungen, und die Studenten trafen sich ein- bis zweimal im Monat unter Leitung eines von ihnen gewählten Vorsitzenden. Dieser mußte von der Abteilung für internationale Beziehungen, die von der universitären FDJ-Leitung abhängig war, bestätigt werden. Es wurde gelegentlich direkter Druck ausgeübt, um die Wahl eines der FDJ-Leitung genehmen Studierenden als Vorsitzenden zu erreichen. Aus den nationalen Studentenkomitees wurde je ein Vertreter in das internationale Studentenkomitee (ISK) entsandt, das die gesamte ausländische Studentenschaft einer Universität oder Hochschule repräsentierte. Auch von den Mitgliedern dieses Komitees wurde ein Vorsitzender gewählt, der der Ansprechpartner der FDJ-Leitung war. Den Prinzipien des demokratischen Zentralismus folgend, wurde die Wahl des Vorsitzenden des ISK massiv von der FDJ-Leitung manipuliert. Nicht genehme Studierende hatten keine Chance, als Vorsitzende bestätigt zu werden. Das ISK hatte die Aufgabe, die Aktivitäten der nationalen Studentenkomitees einer Hochschule und in der gesamten DDR zusammenzufassen, die ausländischen Studierenden insgesamt zu repräsentieren und internationale Veranstaltungen zu organisieren. Unter diesen waren offenbar ebenfalls am beliebtesten internationale Kultur- oder Folkloreveranstaltungen. Nicht alle Studierenden in der ehemaligen DDR haben die nationalen Studentenverbände als Zwangsverbände wahrgenommen, denn nur 61% der befragten Studierenden bejahten die Existenz eines nationalen Komitees ihres Landes in der ehemaligen DDR, und 63% bejahten die Frage, ob sie an Veranstaltungen nationaler Gruppen oder Vereine in der DDR teilgenommen hätten; 40% nahmen als einfache Mitglieder und 20% mit mehr oder weniger Verantwortung teil.

Die Doppelfunktion, Unterstützung einerseits, Kontrolle andererseits, war besonders kennzeichnend für die nationalen Studentenkomitees. Sie haben nach Aussagen der Studierenden eine sehr positive Rolle deshalb gespielt, weil sie den Beziehungen der Studierenden der jeweiligen Länder untereinander einen festen Rahmen gaben und dafür sorgten, daß der Kontakt der Studierenden eines Landes nicht nur an einer Hochschule, sondern in der gesamten DDR zu ihren Landsleuten erhalten blieb. Auf diese Weise konnten Nachrichten ausgetauscht, in Notfällen Unterstützung geleistet und viele andere soziale Funktionen ausgeübt werden. Nach Aussagen der Studierenden war der Kontakt zu den Landsleuten

für ihre Eingewöhnung in die DDR und die Meisterung der schwierigen sozialen Probleme, die damit verbunden waren, überlebenswichtig. Eine Studentin aus den Seychellen berichtete, daß sie als erste Studentin ihres Landes in die DDR gekommen sei, deshalb habe ihr die Unterstützung von Landsleuten zur Eingewöhnung gefehlt. Sie selbst habe sich viel Mühe gegeben, den Späterkommenden die Eingewöhnung zu erleichtern. Alle hätten ständigen Kontakt zueinander. Der sudanesischer Doktorand sagte zur Rolle der Landsleute: "Ohne diese Gruppe kann man nicht leben, weil, wie wir gesagt haben, die Deutschen sind eine geschlossene Gruppe. Wenn ich allein einer geschlossenen Gesellschaft gegenüberstehe, sterbe ich vor Alleinsein und Langeweile."

Es gab in der ehemaligen DDR nationale Gruppen, die nur aus wenigen Studierenden bestanden, und große Gruppen mit mehr als 100 Studenten an einer Universität. Mit der Zahl der Studierenden aus einem Land nahm die interne Differenzierung zu. Es bildeten sich Untergruppen nach Fachrichtungen und politischer Orientierung. Die Aussagen der Studierenden darüber, ob die interne Differenzierung bis zur Herausbildung sich feindlich gegenüberstehender Subgruppen geführt habe, sind widersprüchlich. Die meisten Studierenden haben versichert, daß die persönlichen Kontakte trotz unterschiedlicher politischer Orientierung und unterschiedlicher Lebensführung erhalten geblieben seien. Ob und welche Art von Konflikten sich entwickelt haben, war offenbar abhängig von spezifischen politischen Konstellationen im Heimatland, die Einstellung der SED zum politischen System im Heimatland und der Rolle und Einstellung des jeweiligen nationalen Botschafters in der DDR. Für einige Studentengruppen spielten politische Differenzen zwischen Subgruppen eine besondere Rolle, bei anderen gab es eher individuelle Konflikte. Engere nationale Freundschaftsgruppen wurden nach Aussagen eines der sudanesischen Doktoranden zusammengehalten durch die Furcht vor Unterwanderung durch Stasispitzel. Er wies darauf hin, daß in der Leipziger Mensa die verschiedenen nationalen Studentengruppen an verschiedenen Tischen zusammensaßen: "Wenn wir als nationale Gruppe zusammensitzen und es kommt ein anderer dazu, sagen wir, es kommt ein 'Bomber'. Ich kenne ihn vielleicht nicht, er kommt dazu, zu unserer nationalen Gruppe, und wir fragen uns, was er will... Er kann vielleicht unsere ganze Gruppe fertig machen, und wir packen unsere Koffer und fahren nach Hause. Ich kann in unserer Gruppe über meine Meinung, meine politischen Ansichten sprechen, weil das eine geschlossene Gruppe ist. Aber wenn ein anderer kommt, weiß man nicht, wer er

ist ... Die aus Lateinamerika sitzen alleine, die aus Jemen sitzen alleine, die aus Sudan, und wenn ich mich dazusetze, akzeptieren sie das nicht, d.h. sie akzeptieren es, aber der Charakter des Gesprächs ändert sich, wird unverfänglich. Das ist die Wirkung der Angst aus langer, langer Zeit." Nach seinen Aussagen haben alle nationalen Gruppen Angst vor Stasi-Informanten unter den eigenen Landsleuten gehabt, und deshalb habe man nur mit vertrauten Freunden aus der eigenen nationalen Gruppe offen gesprochen.

Da die FDJ die ausländischen Studenten über das Kulturleben in den NSK, das ISK und die Abteilung für Internationale Beziehungen der Universitäten zu kontrollieren versuchte, wurde die Kulturarbeit der NSK von vielen Studenten mit Skepsis betrachtet, obwohl sie dem offiziellen Zweck diene, das Verständnis für die gegenseitige Kultur bei den verschiedenen nationalen Gruppen und den deutschen Studenten zu fördern. Die gute Absicht wurde durch den Dirigismus der FDJ zunichte gemacht: "Wir waren gegen die FDJ, weil sie für die ausländischen Studenten die Programme machte, z.B. diese Monatsprogramme. Wir machen z.B. einen arabischen Abend, und die FDJ sagt, das und das und das muß da vorkommen." Zur Durchführung der Veranstaltungen wurden von der Abteilung für Internationale Beziehungen der Universitäten in den Wohnheimen Räume und finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt. Gelegentlich verwandelte die FDJ die NSK jedoch zu Tribunalen zur Ahndung individueller Abweichungen. Da es allen Studenten bekannt war, daß die NSK Kontrollfunktionen hatten, wurde zweifellos eine Haltung der Vorsicht und der politischen Lippenbekenntnisse gefördert. Das galt besonders für die Studierenden, deren Studium durch ihre Heimatparteien oder die SED finanziert wurde.

4.2.2.2. Kontrolle durch die nationalen Botschaften

Die meisten nationalen Studentengruppen in der ehemaligen DDR wurden nicht nur durch die FDJ kontrolliert, sondern auch Vertreter nationaler Kontrollorgane überprüften die Studierenden auf Übereinstimmung mit der im Heimatland herrschenden politischen Linie und griffen bei starken Abweichungen ein. Wie eng der Verhaltensspielraum der Studierenden war, etwa hinsichtlich abweichender politischer Ansichten, Westkontakten oder Freundschaften mit in der DDR unerwünschten Personen, hing davon ab, wieweit im Heimatland die individuellen Grund-

rechte geachtet wurden und ein demokratischer Staatsaufbau vorhanden war. Deshalb fürchteten viele Studierende einerseits die Kontrolle durch das DDR-System, andererseits aber auch die Bespitzelung durch ihre eigenen Botschaften. Unter den arabischen Botschaften wurden von einem der sudanesischen Doktoranden die Botschaften von Irak, Jemen, Syrien und Palästina als "sehr gefährlich" eingestuft. Wenn ein Student aus diesen Ländern eine von der der Botschaft abweichende Meinung äußere, habe der Botschafter das Recht, bei der Universität zu fordern, daß der Student nach Hause geschickt werde. Andere Interviewpartner äußerten sich nicht so detailliert, aus ihren Aussagen geht jedoch hervor, daß offenbar von mehreren Botschaften, etwa denen von Guinea-Bissau und Angola, versucht wurde, Westkontakte der Studenten ihrer Länder zu verhindern. Von einem angolanischen Studenten wurde die Vernetzung der politischen Organisation seines eigenen Landes und der DDR in folgender Weise dargestellt: Die angolanischen Studenten waren im NSK der angolanischen Studenten in der DDR organisiert, dieser war eine Unterorganisation der Jugendorganisation der MPLA⁴¹. Innerhalb des angolanischen NSK gab es eine kleine Untergruppe derjenigen Studenten, die direkte Mitglieder der JMPLA waren. Von diesen wurde die eigentliche Politik des NSK gemacht, und auch der jeweilige Vorsitzende des NSK gehörte ihr an. Die Mitgliedschaft im NSK war obligatorisch, die Mitwirkungsrechte der einfachen Studenten waren jedoch sehr beschränkt: "Wir waren dort nur kleine Roboter, die alles sagen und tun müssen, wie es gewünscht wird. Wir sollten also vorsichtig sein, sonst konnte man wirklich zurück nach Angola ins Gefängnis kommen." Seinen Aussagen zufolge arbeitete die Führung des angolanischen NSK mit der angolanischen Botschaft und mit der FDJ zusammen, und sowohl der angolanische Botschafter wie die FDJ nahmen Einfluß auf die Universität. Dieser Einfluß richtete sich sowohl auf die Professoren, die unmittelbar mit den Studenten zu tun hatten, wie auf die Universitätsleitung bzw. die Gremien, die Exmatrikulationen aussprechen konnten: "... Wenn z.B. der angolanische Botschafter sagt, daß du irgendwelche Konspirationen machst, dann solltest du wirklich sofort nach Hause zurückgeschickt werden und dort wirst du verhaftet, da bin ich mir ganz sicher." Angeblich hat der angolanische Botschafter die DDR-Meinung unterstützt, daß die angolanischen Studenten nicht nach Westberlin fahren sollten. Man habe zwar die Erlaubnis bekommen, habe

41 Movimento Popular da Libertação de Angola, der angolanischen Regierungspartei

aber gewußt, daß das nicht gut angesehen gewesen sei: "Und wir haben immer Befürchtungen, denn jedesmal, wenn du in den Westen fährst, ist die Wahrscheinlichkeit da, daß du exmatrikuliert wirst... Die Entscheidung für eine Exmatrikulation ist sehr viel einfacher, als wenn du niemals in den Westen gefahren wärst." Auch der sudanesishe Doktorand war davon überzeugt, daß die nationalen Botschaften bzw. die FDJ direkte Anweisungen an die Universitätsleitungen gegeben hätten, wenn ein Student exmatrikuliert werden sollte: "In der Universität gibt es eine Stasi-Abteilung, und wenn sie einen Studenten auf der schwarzen Liste hat, sagt sie zum Rektor der Universität: 'der Student muß sofort raus ...' Es gibt Studenten, die davon betroffen waren, die haben sich mit mir getroffen und haben es mir gesagt... Ein Professor hat mir nach der Vereinigung gesagt: 'es gab hier einige Studenten, die waren von der Stasi, und sie haben uns gesagt, was wir machen müssen gegen andere, gegen Deine Kollegen'." In welchem Umfang andere Botschaften die Ausweisung von Studenten ihrer Länder aus der DDR wegen abweichender Meinungen gefordert haben, konnte von uns nicht überprüft werden.

4.2.3. Die Kontakte zu den Lehrenden

Die sozialen Beziehungen zu den Lehrenden wurden im allgemeinen als positiv und konfliktfrei, aber geprägt vom Autoritätsverhältnis zwischen Professor und Student beschrieben. Die geringen Probleme mit Hochschullehrern erklären sich daraus, daß die Kontakte relativ selten sind und in einer Betreuungs- oder Beratungssituation, z.B. der Sprechstunde stattfinden, während die Beziehungen zu den Mitstudenten von einer Situation formaler Gleichheit geprägt sind. Die Studierenden empfanden und empfinden ihre Professoren und sonstigen Lehrenden im allgemeinen als hilfreich, interessiert und bemüht, wenn auch nicht immer als kompetent bei Themen, die ihre Heimatländer betrafen. Einige Studenten berichteten zwar von Diskriminierung durch Lehrende als Ausländer oder Afrikaner, keiner sah sich jedoch rassistischen Reaktionen ausgesetzt. Die Enge der Beziehungen war stark abhängig vom Studienfach; sie war größer in Fächern, die einen Praxisbezug hatten, wie Tropische Landwirtschaft und Tiermedizin, in denen sich durch Exkursionen und Praktika Gelegenheit zu extracurricularen Aktivitäten wie gemeinsamem Kaffeetrinken usw. ergab. Das gemeinsame Essen und Trinken in Gaststätten wird deshalb immer wieder von den Studierenden zur Charakteri-

sierung ihrer Beziehungen sowohl zu Kommilitonen wie zu Lehrenden genannt, weil bei diesen Gelegenheiten die Autoritätsbeziehungen zeitweise suspendiert wurden und man als Gleicher unter Gleichen verkehren konnte. Außerdem führten solche Gelegenheiten aus dem Universitätsmilieu heraus und eröffneten den Studierenden einen Teil des Alltagslebens in der DDR. Solche Gelegenheiten schildert ein Student der Tiermedizin: "Die Professoren haben immer ein paar Exkursionen organisiert, da konnten wir zusammen auch was essen, Kaffee trinken; das hat man oft gemacht. Das war auch sehr interessant, damit man auch nicht Heimweh haben muß." In der Hierarchie der Kontakte standen private Einladungen der Professoren als Zeichen besonderer Wertschätzung und Aufmerksamkeit für den Gast aus dem Ausland allerdings noch höher. Sie kamen jedoch seltener vor als im Herder-Institut, und in der Regel handelte es sich um Gruppeneinladungen, die weniger an die normalen Studenten als an die Aspiranten gerichtet wurden. Auch von den Lehrenden wurde während der DDR-Zeit gelegentlich vermutet, daß sie sich am Kontrollsystem beteiligt hätten, denn in jedem Institut gab es für die ausländischen Studierenden Betreuungsdozenten, die mit den studentischen Betreuern und den nationalen Botschaftern zusammenarbeiteten.

4.2.4. Die Kontakte der afrikanischen Studierenden zu deutschen Studierenden

Durch die Organisation des Studiums in der ehemaligen DDR in Seminargruppen hatten alle Studierenden eine feste Bezugsgruppe von Personen, zu denen sie fast täglich Kontakt hatten, auch wenn dieser Kontakt sich häufig in einem halbformalen Feld bewegte und nicht unbedingt freundschaftlich sein mußte. Gefährdet wurden die Kontakte innerhalb der Seminargruppe vor allem durch die Mischung zwischen sozialem Kontakt und sozialer Kontrolle, die das DDR-Studiensystem charakterisierte. Außerdem wurden die Kontakte, die zum großen Teil durch die Studienorganisation vorgegeben und nicht frei gewählt waren, durch die unterschiedliche Lebenssituationen deutscher und ausländischer Studierender eingeschränkt. Die deutschen Studierenden fuhren z.B. sehr häufig über das Wochenende nach Hause, während die ausländischen Studierenden in ihren Wohnheimen blieben. Das gleiche galt für die Ferien. Die deutschen Studierenden konnten ihre ausländischen Kommilitonen zwar in ihre Familie einladen, eine Gegeneinladung von seiten

der ausländischen Studenten war jedoch nicht möglich. Die deutschen Studierenden hatten zudem Freundesgruppen aus ihrer Schulzeit, die auch an der Universität eine Rolle spielten, während die ausländischen Studierenden in der Gruppe ihrer Landsleute ein geschlossenes soziales Milieu hatten, in das deutsche Studierende nur sehr schwer eindringen konnten.

Die Beziehungen der Studierenden zu ihren deutschen Kommilitonen waren in der ehemaligen DDR durch das enge Zusammenwohnen und die Gleichheit der allgemeinen Lebensbedingungen erleichtert. Sie fanden, zumindest formal, zwischen Gleichberechtigten statt, und bei der hohen Zahl geplanter und ungeplanter Kontakte in Seminaren, bei Praktika, in der Mensa, bei Sport- und Kulturveranstaltungen hatten die Studierenden hinreichend Gelegenheit, zu einigen Mitstudenten freundschaftliche Beziehungen aufzubauen. Die Befragten äußerten sich dennoch sehr viel ambivalenter über ihre Beziehungen zu den deutschen Studierenden als über die zu den Dozenten, vielleicht, weil sie häufiger und enger sind. Das gilt vor allem für die privaten Kontakte. Während die Studienkontakte von der Mehrheit der Studierenden als gut oder mittelmäßig und nur von einer Minderheit als schlecht eingeschätzt wurden, wurden die privaten Kontakte sehr viel häufiger als schlecht, seltener als mittelmäßig charakterisiert.

Tab. 17: Wie sind die Kontakte zwischen ausländischen und deutschen Studenten (in % der Befragten)?

	private Kontakte	Studienkontakte
gut	14	13
mittelmäßig	43	54
schlecht	35	25
k. A./anderes	8	8
Insgesamt	100	100

Erleichtert wurden die Kontakte vor allem durch die Organisation der Studierenden in Seminargruppen. Jeder Studierende, sowohl Deutsche wie Ausländer, gehörte einer festen Seminargruppe an, die während ihrer gesamten Studienzeit, sofern einzelne nicht aus irgendeinem Grund ausschieden, zusammenblieb. Ausländischen Studierenden wurde in den Seminargruppen ein Betreuer oder Betreuerin zugewiesen, Mitstudenten,

die die Aufgabe hatten, den ausländischen Studierenden bei sprachlichen und fachlichen Schwierigkeiten zu helfen und dafür zu sorgen, daß sie den Anschluß behielten. Die ausländischen Studierenden konnten sich an die Betreuer wenden und sie z.B. bitten, ihnen ihre Vorlesungsskripten zu leihen und zu erläutern, ihnen unverständliche Fachtermini zu erklären usw. Neben den studentischen Betreuern gab es Betreuungsdozenten eines Fachgebiets, an die sich die Studierenden ebenfalls mit fachlichen und gelegentlich auch persönlichen Problemen wenden konnten. Da die Studierenden einer Fachrichtung häufig auch im Wohnheim zusammenwohnten, wohnten auch die Betreuer häufig im selben Wohnheim, gelegentlich sogar im selben Zimmer, da alle Studierenden in Zwei- bis Dreibettzimmern wohnten⁴².

Die automatischen Kontakte zwischen afrikanischen und deutschen Studierenden waren nicht in allen Studienfächern gleich groß, weil im Studienfach Tropische Landwirtschaft überwiegend Ausländer studierten und im Studienfach Germanistik die ausländischen Studenten in den ersten zwei bis drei Studienjahren nur wenig gemeinsame Vorlesungen mit den Deutschen hatten. Dies System beschreibt ein Germanist:

"Wir waren alle Ausländer in der (Seminar)gruppe, mit den Einheimischen hatten wir nur ein paar Seminare zusammen. Und da wir auch im Wohnheim zusammen wohnten, hatte ich kaum Kontakt. Zu manchen hatte ich dann, aber manche hatten keinen Kontakt zu uns, sie haben von vornherein Abstand von uns genommen. Die haben uns nicht offen diskriminiert, aber die haben es nie versucht, den Kontakt zwischen ihnen und uns herzustellen."

Andere Studierende berichteten von deutschen Kommilitonen und Kommilitoninnen aus ihren Seminargruppen, die sie im Studium unterstützt hätten, z.B. Vorlesungsmitschriften für sie gemacht hätten, ihnen schwierige Texte erklärt und Bücher ausgeliehen hätten. Diese Beziehungen wurden von den Befragten nicht immer als persönliche Freundschaft eingestuft, weil das Verhältnis von Geben und Nehmen einseitig und die Hilfeleistung nicht eindeutig zu trennen war von Verpflichtung oder Kontrolle. Dennoch wurden diese Beziehungen sehr positiv eingeschätzt und die Studierenden bedauern es, daß die Seminargruppenorganisation inzwischen zerfällt.

42 Einzelzimmer gab es im Prinzip nicht, obwohl manchmal von drei Betten nur eins belegt war.

In der Schilderung eines sudanesischen Doktoranden, der seine Beziehungen zu den Kommilitonen zu Beginn seines Studiums schilderte, wird deutlich, daß neben den Seminargruppen und den Wohnheimen auch die gesellschaftlichen Organisationen und Verpflichtungen eine positive Rolle zur Herstellung von gleichberechtigten Kontakten zwischen deutschen und ausländischen Studierenden gespielt haben. "Meine damaligen Kommilitonen, die schreiben, wir treffen uns ab und zu hier oder wir treffen uns in Berlin. Wir sind immer noch Freunde wie damals, und die bedauern es, daß soviel Ausländerfeindlichkeit jetzt im Land ist. Die fragen immer, wie es mir geht. Diese Kontakte gibt es immer noch. Auch der Kontakt zu den Familien, die ich damals besucht habe, ich fahre hin, jedes Weihnachten und Ostern. Die sind immer freundlich wie damals. Die bedauern unsere Situation, aber die können nicht so viel machen. Kontakte zu anderen Deutschen sind schwerer geworden, sehr, sehr schwer. Damals konnte man, unter uns Studenten im Club, jeden anquatschen, mit jedem Bier trinken, zusammen lachen, sich gemütlich unterhalten. Jetzt ist das nicht mehr so."

Von persönlicher Freundschaft, die über die kameradschaftliche Beziehung zwischen Studienkollegen hinausgeht, berichtete außer dem Berufspädagogen nur ein angolanischer Student, der charakteristischer Weise auch die Namen seiner Freunde mitteilte. "Ich habe enge Beziehungen zu zwei deutschen Freunden. Einer heißt Alexander, und einer heißt Robert. Aber wirklich, wenn ich mit Robert und Alexander zusammen bin, könnten sie denken, ohne die Hautfarbe zu kennen, das sind drei Schwarze. Und ich freue mich, daß sie sich überzeugt haben, daß das nicht so ist, wie man ihnen gesagt hat. Sie sind wirklich große Kumpels von mir. Wir sehen uns jedes Wochenende, wenn es geht."

Es gab offenbar gewisse geschlechtsspezifische Unterschiede in der Offenheit der deutschen Studierenden gegenüber ihren afrikanischen Kommilitoninnen und Kommilitonen zugunsten von Frauen, zumindest war dies die Meinung einiger Studierender, und wurde in Leipzig damit begründet, daß mehr Frauen als Männer am Institut für Afrika- und Nahostwissenschaften studierten und deshalb mehr Afrikaner im Studium kennenlernten. Die Ergebnisse der standardisierten Umfrage zeigen ebenfalls, daß mehr Studentinnen ihre Freizeit mit deutschen Frauen als Studenten mit deutschen Männern verbringen. Allerdings lassen selbst die positiven Äußerungen der afrikanischen Studentinnen über ihre

Beziehungen zu deutschen Frauen eine gewisse Zurückhaltung und Ambivalenz erkennen, die zeigt, daß diese nur begrenzt als direktes Vorbild und Identifikationsobjekt geeignet sind. Diese Ambivalenz betrifft vor allem die Forderung der deutschen Frauen nach Gleichberechtigung. Einige Befragte meinten, daß afrikanische Männer das nicht akzeptieren würden: "In Afrika gibt es z.B. einige Männer, die ihren Frauen nicht helfen möchten. Manchmal ist die Frau krank, aber auch dann muß sie die Arbeit machen, kochen usw. Warum ist das so? Und der Mann ist gesund...." Deutsche Frauen forderten mehr von ihren Partnern und diese gingen auch darauf ein: "Ich denke, sie helfen ihren Frauen. Sie machen, was die Frau macht. Wir haben das schon selbst erlebt. In Begrenzungen, das finden wir sehr schön." Diese wie andere Studentinnen betonten, daß es ihnen nicht um 'Gleichberechtigung', sondern um 'Hilfe' gehe, und sie betrachteten den Lebensstil ihrer deutschen Mitstudentinnen mit einer gewissen Ambivalenz. Eine Studentin aus Tansania war der Meinung, daß die deutschen Frauen zuviel Rücksichtnahme von ihren Männern forderten, und sie selbst das in einer Beziehung zu ihrem Partner nicht tun würde: "...über die Gleichberechtigung, da sind sich jetzt alle Frauen bewußt überall in der Welt. Aber in Tansania, da ist das weniger, was die Frauen vom Ehemann erwarten. Aber hier erwarten die Frauen sehr viel von ihrem Ehemann. Sie verlangen zuviel."

Die deutschen Frauen können auch nach Meinung anderer Studentinnen in der Forderung der Gleichberechtigung kein Vorbild sein, wenn sie diese prinzipiell anstreben. Das würden afrikanische Männer nicht akzeptieren: "Ich muß nicht sagen: 'heute mußt Du', nein. Wenn ich so etwas sage, wird er (es so) verstehen, daß ich...ich will über ihn (herrschen), die Gleichberechtigung." Außer den Konflikten, die die Forderung nach Gleichberechtigung in der Beziehung zum Partner auslösen kann, fürchten die Afrikanerinnen auch die soziale Ablehnung in ihrem familiären Umfeld durch zu dezidierte Gleichheitsforderungen. Sie äußerten, daß sich die deutschen Frauen durch zu weitgehende Gleichberechtigung von ihrer Familie und ihrem Freundeskreis isolierten und in einer sozialen Leere lebten. Der hohe Grad von sozialer Distanz in den persönlichen Beziehungen, den die afrikanischen Frauen bei manchen deutschen Frauen erleben, stößt bei ihnen auf Befremden und Ablehnung. Eine Studentin berichtete, daß ihre Zimmerkollegin nur nach Hause gefahren sei, wenn ihre Eltern eine Fahrkarte geschickt hätten, was alle zwei bis drei Wochen der Fall gewesen sei. Andere Stu-

dentinnen hätten ihre Familien nur alle zwei bis drei Monate besucht. Das alles sei in ihren Ländern ganz anders. Eine andere Studentin war erstaunt darüber, daß ihre deutsche Zimmerkollegin in derselben Stadt lebe wie ihre Mutter, aber nicht bei ihr wohnen wolle. Das könne sie nicht verstehen.

Insgesamt läßt sich aus den Aussagen zu den sozialen Beziehungen der Studierenden im Raum des Herder-Instituts und der Universität schließen, daß sich zu Zeiten der alten DDR zwischen den afrikanischen Studierenden und ihren deutschen Kommilitonen und Kommilitoninnen relativ häufig Beziehungen des sozialen Miteinanders oder sogar der Kameradschaft und Unterstützung ergeben haben. Darüber hinausgehende Beziehungen der Freundschaft, die auf den Menschen als Person und nicht als Angehörigen einer bestimmten sozialen Gruppe gerichtet sind, die Statusgleichheit voraussetzen und sich in Intimität und emotionaler Wärme der Beziehung äußern, sind dagegen selten geblieben. Die Gründe für diesen Tatbestand werden von den Studierenden sowohl bei den Deutschen wie bei sich selbst gesehen, und der Mangel an Freundschaftsbeziehungen hat nicht zu Ressentiments gegenüber ihren deutschen Kommilitonen geführt, weil sie solche Beziehungen nur selten erwartet oder angestrebt haben. Freunde bzw. Freundinnen waren ihre Landsleute oder andere Ausländer aus dem gleichen Kulturkreis.

4.2.4.1. Soziale und politische Kontrolle durch deutsche Studierende

Das wichtigste System sozialer Betreuung und sozialer Kontrolle an der Universität war die Seminargruppe. Von den Mitstudenten im Zimmer wurde gelegentlich, und von den Betreuern in der Seminargruppe häufig vermutet, daß sie neben der Betreuungs- auch Kontrollfunktionen hatten, z..B. Berichte schrieben und diese an höhere Stellen weitergaben. Es existierte über jeden Studenten eine Akte, die die Kontrollberichte enthielt, aber nur wenige Studenten waren in der Lage, diese zu lesen, alle wußten oder vermuteten jedoch, daß sie existierte. Es interessierten die Studienleistungen, die politischen Einstellungen und besondere Aktivitäten der Studierenden. Im Gruppengespräch in Leipzig wurde das System so geschildert: "Die deutschen Kollegen in unserer Gruppe, sie haben das Institut (für tropische Landwirtschaft) informiert über alles, was wir gemacht haben im Internat. Ob wir in der Discothek waren, ob die Jungen eine deutsche Freundin hatten, das wurde alles im Institut

(gewußt).“ Ein anderer Student schilderte das Zusammenspiel zwischen Seminarleiterin und studentischen Betreuern: "Es ist Pflicht, mit einem Deutschen im Zimmer zu wohnen. Der Deutsche kann Betreuer sein. Ich habe Betreuer immer abgelehnt... Da sagte mir die Seminarleiterin, wenn ich nicht mit einem Deutschen von meiner Seminargruppe wohnen wollte, da müßte ich mit welchen aus einer anderen Seminargruppe von meinem Studienjahr wohnen. Hab ich hundertprozentig abgelehnt. Trotzdem, als ich Vorsitzender der guineischen Studenten war, habe ich meine Beurteilung im I.B. (Abt. für Internationale Beziehungen) gelesen. Ich habe gemerkt, jemand hat mich kontrolliert." Eine Studentin berichtete, daß der Seminarleiter ihr einen Studenten als Betreuer zuordnen wollte und sie selbst dafür gesorgt habe, daß ihre Freundin diese Funktion wahrnahm. Die Kontrolle habe sich in ihrem Fall auch auf Fragen wie Umgang mit Geld erstreckt, z.B. warum sie nicht in der Mensa gegessen habe, sondern in die Stadt ins Café gegangen sei und ähnliches.

Auch die Kontakte zwischen deutschen und ausländischen Studierenden in den Wohnheimen waren nicht frei von Spannungen, da unterschiedliche Lebensstile aufeinandertrafen. Das wird exemplarisch geschildert von einem Studenten aus Benin:

"...der Kontakt zwischen ausländischen Studenten und den deutschen Studenten war nicht schlecht, aber man merkt, daß sie uns akzeptieren, weil das obligatorisch ist. Man merkt das, wenn wir uns unterhalten. Ich habe zum Beispiel vom ersten bis dritten Studienjahr mit zwei deutschen Studenten im Zimmer gewohnt, ich war der einzige Ausländer. Als ich das erstmal die beiden deutschen Studenten getroffen habe, habe ich die beiden Kollegen zum Kaffee eingeladen, dann habe ich erklärt: 'Wir sind genau wie Brüder, wir wohnen im gleichen Zimmer. Mein Wunsch ist, eine gute Beziehung zu haben. Wenn ich etwas mache, können Sie mir einfach sagen, daß ich das nicht nochmal mache, dann kann ich mich sofort korrigieren...' Aber man sieht, daß diese Studenten sind einfach da, um uns zu kontrollieren, kann man sagen. Sie zeigen das in verschiedenen Formen, z.B. ich war durchgefallen in einer Prüfung. Der deutsche Student, mit dem ich im Zimmer wohne, der hat mir gesagt: 'Guck mal, du hast uns nicht viel gegeben, die anderen Kommilitonen, sie haben mit uns gute Kontakte'... ."

Zur Kontrolle der Studienleistungen äußerte sich auch ein Student im Fragebogen: "Falsche Beurteilungen wurden von den deutschen Kommilitonen über die Ausländer geschrieben, und zwar heimlich. Diese

Beurteilungen wurden als Wahrheit betrachtet, ohne daß die Studienabteilung versuchte zu prüfen, ob das, was der deutsche Kommilitone geschrieben hat, wahr ist. Ich hatte mich mit meinem deutschen Zimmerkollegen nicht so gut verstanden, weil er sagte, daß ich bürgerliche Ideen habe. Derjenige hat über mich falsche Beurteilungen geschrieben, die auch akzeptiert wurden."

Besonders interessierte nach Aussagen der Studierenden, wer von ihnen nach Westberlin, in die Bundesrepublik oder ins westliche Ausland reiste. Das offizielle oder halboffizielle Verbot der Besuche in Westberlin wurde von vielen Studierenden nicht eingehalten. Ein Teilnehmer des Gruppengesprächs in Leipzig sagte darüber: "Ich bin ein vielreisender Mensch. Sie (die Studenten) konnten anonym zum Bahnhof gehen um 5.00 Uhr nachmittags, einen Zug nehmen und um 8.00 Uhr morgens zurück sein. Das wurde im Institut gewußt, mit Namen, obwohl ich niemandem was gesagt habe." Die meisten Studierenden ließen sich dennoch nicht von Fahrten nach Westberlin abhalten, denn sie dienten vor allem dem Zweck, Einkäufe in den großen Kaufhäusern rund um den Bahnhof Zoo zu machen. Nur einer der Befragten sagte, daß er nie, und ein anderer, daß er nur einmal nach Westberlin gefahren sei, weil das von der Universität und von seinem nationalen Botschafter nicht gutgeheißen worden sei.

4.3. Veränderung der sozialen Kontakte nach der Wende

In irgendeiner Weise fühlten sich alle Studierenden, die vor 1989 mit ihrem Fachstudium angefangen haben, durch das System politischer Kontrolle in der ehemaligen DDR in ihrer individuellen Lebens- und Studiengestaltung behindert. Alle Befragten, die sich überhaupt dazu geäußert haben, haben die Wende in dieser Hinsicht als positiv bezeichnet. Ihre Meinungs-, Reise- und Informationsfreiheit habe sich deutlich erhöht. Wie hoch dieser Aspekt gegenüber anderen eingeschätzt wird, ist jedoch sehr unterschiedlich. Während ein angolischer Student die Wende als "das beste Ereignis seines Lebens" bezeichnete, waren andere Studierende sehr viel zurückhaltender, da sie sich persönlich nicht bedroht gefühlt hatten. Der angolische Student: "Die Wende ist sehr positiv, heute kann ich dieses Interview machen. In der DDR-Zeit könnte ich kein Wort sagen, können Sie vergessen... Ja, für mich war die Wende nicht nur Freiheit für die DDR-Bürger, sondern auch für mich."

Eindeutig positiv sah auch einer der sudanesischen Doktoranden die Wende: "Wir sagen, im Westen gibt es das und das und das, das ist positiv, und im Osten gibt es das und das. Man kann nicht nur das Positive von jedem System sehen, sondern das System insgesamt. Und für mich ist die Wende eindeutig positiv, weil sie mir Freiheit gebracht hat. Ich bin Journalist und möchte mit aller Welt Kontakt haben."

4.3.1. Kontakte zu den Landsleuten nach der Wende

Im September 1991 waren die NSK als Zwangsverbände aufgelöst und waren ganz verschwunden oder in nationale Clubs umgewandelt worden. Es bejahten nur noch 36% der Befragten, daß es einen nationalen Club oder Verein gebe. Die Zahl derer, die angaben, oft oder gelegentlich teilzunehmen, hatte sich auf 37% vermindert und nur noch 9% gaben an, in verantwortlicher oder führender Position tätig zu sein. Die NSK haben sich, sofern sie überhaupt noch bestehen, in nationale Studentenclubs verwandelt, die aber nicht mehr mit finanzieller Unterstützung durch das Studentenwerk oder andere Universitätsgremien rechnen können. Auch die ehemals vorhandenen Tagungsräume sind zum großen Teil anderen Nutzungen zugeführt worden, so daß das institutionalisierte nationale studentische Leben weithin zum Erliegen gekommen ist.

Obwohl die Studenten von politischer Kontrolle durch die Kontrollorganisation der DDR befreit sind, fühlen sich nicht alle Studierenden frei, und sie machen sehr unterschiedlich von der neugewonnenen Freiheit Gebrauch. Da die FDJ in vielen Fällen mit den nationalen Botschaften zusammengearbeitet hat, ist für manche Studierende nur ein Teil des Kontrollsystems verschwunden. Allerdings sind die Botschaften in Ostberlin aufgelöst oder in Konsulate umgewandelt worden, und das wird von manchen Studierenden als Befreiung empfunden, weil ihre nationale Botschaft in Bonn oder einer anderen westlichen Hauptstadt nicht mit der gleichen Rigorosität verfahren könne wie in Ostberlin. Zudem befinden sich auch manche Heimatländer der afrikanischen Studierenden selbst in einem Prozeß der Demokratisierung, und am sowjetischen Modell orientierte Kontrollmethoden werden nicht mehr weitergeführt. Da die Universitätsgremien nicht mehr mit den Botschaftern zusammenarbeiten, ist eine Exmatrikulation aus politischen Gründen nicht mehr zu fürchten. Dennoch haben nach Aussagen der Studierenden noch viele Studenten Angst, sich politisch frei zu äußern, an Demonstrationen teilzunehmen oder politischen Gruppen beizutreten. Umso wichtiger wer-

den die informellen Kontakte zu den Kommilitonen aus dem Heimatland. Diese werden jedoch durch die Individualisierung der Studienprobleme und Lebenssituationen der Studierenden ebenfalls individualisiert. Gerade in der Phase des Übergangs, in der viele ehemalige Orientierungspunkte fortgefallen sind, wird der Zerfall der nationalen Studentenorganisationen nicht nur von den Studierenden, sondern auch von den Wohnheimverwaltungen bedauert, und es wird gefordert, der extremen Individualisierung des Lebens in den Massenstudentenheimen durch neue strukturierte Angebote entgegenzuwirken⁴³.

Von allen Studierenden wurden die Beziehungen zu den eigenen Landsleuten, sowohl Frauen wie Männern, als 'überlebenswichtig' beschrieben. Sie waren immer sehr eng, und man half sich gegenseitig. Nach Aussagen der Studierenden haben selbst politische Differenzen die guten Beziehungen auf persönlicher Ebene nicht gestört. Besonders in Notfällen wie Krankheit, aber auch bei glücklichen Ereignissen wie Reise in die Heimat oder Besuch von dort, hätten sich die Landsleute bewährt. Einige Studierenden glaubten, daß sich nach der Wende daran nichts geändert habe, andere sprachen jedoch von einer Lockerung der Beziehungen. Die Probleme hätten sich individualisiert, und auch die Studierenden reagierten individueller. Deshalb gebe es weniger allgemeine Solidarität unter Landsleuten, was die Afrikaner noch schutzloser gegenüber Aggressionen mache.

4.3.2. Kontakte zum Heimatland nach der Wende

Von den neuen Freiheiten haben die Studierenden am eindeutigsten von den neuen Reisefreiheiten Gebrauch gemacht. Alle waren in Westberlin oder in anderen Städten der Bundesrepublik, viele im westlichen Ausland. Viele haben nach der Wende zum ersten Mal die Möglichkeit gehabt, ihre Angehörigen im Heimatland zu besuchen. Auch die telefonischen Verbindungen haben sich verbessert, und es können Angehörige zu Besuch kommen. Jetzt wird die persönliche Freiheit mehr als ein Problem der finanziellen Mittel empfunden, und die sind nach wie vor knapp. Verbessert hat sich auch der unmittelbare Kontakt zum Heimatland über Besucher, nicht nur, weil die Studenten selbst mehr reisen,

43 So die persönliche Meinung eines Psychologen, der als Betreuer im Wohnheim Storkower Str., Berlin, gearbeitet hatte.

sondern auch, weil Kommilitonen, Freunde und Verwandte mehr Nachrichten aus der Heimat mitbringen. Diese werden im Falle der Studierenden der Universität Leipzig vor allem in der Mensa ausgetauscht. Die Mensa wurde von dem sudanesischen Doktoranden als "kleine Uno" bezeichnet: "... hier treffen sich Studenten von allen Nationalitäten, besonders die ausländischen Studenten... Ich habe Vertrauen in die Mensa. Hier können wir sitzen und uns unterhalten und trinken, das ist gut, das gefällt mir. Nur hier in der Mensa können wir ohne Angst sprechen... Ja, und außerdem ist die Mensa ein Informationszentrum, wo man alle Neuigkeiten erfährt. Das ist sehr wichtig, die Leute kommen am Morgen hierher und warten auf Neuigkeiten. Z.B. ich bin aus Sudan, und es kommt ein Student aus Deutschland oder aus Syrien und sagt, he, weißt Du schon, in Deinem Heimatland war heute Nacht das und das und das. Das ist sehr wichtig. Die Leute hören Deutsche Welle oder BBC, oder ein Lateinamerikaner hört einen lateinamerikanischen Sender. Sowieso, alle diese Nachrichten aus unserer Heimat kommen auf einem dieser Sender mit Weltnachrichten."

Die Nachrichten sind sehr wichtig, denn die politische Wende in vielen afrikanischen Ländern hat die Regierungen, die die Studierenden in die DDR delegiert hatten, häufig beseitigt. Die Studenten müssen sich auf eine neue politische Situation in ihrem Heimatland einstellen und zu den verschiedenen neuentstehenden politischen Parteien Stellung beziehen. Das bringt ein ganz neues Moment politischer Differenzierung in die persönlichen Beziehungen zwischen Landsleuten, und die Mensa spiegelt schon durch die Sitzordnung der Studierenden das politische Spektrum vieler Länder wieder. Das gilt offenbar vor allem für die arabischen Länder. Nach der Beschreibung des sudanesischen Doktoranden: "Z.B. die Palästinenser allein sind fünf verschiedene Gruppen, z.B. dort drüben sitzen Palästinenser, und dort hinter uns sitzen auch Palästinenser, aber sie sitzen nicht zusammen, weil die einen zu Arafat/PLO gehören und die anderen zur kommunistischen Partei. Auch von Jemen gibt es zwei Gruppen. Und auch vom Irak gibt es zwei Gruppen, eine von der Regierung, und eine andere, und die sitzen nicht zusammen und unterhalten sich über die Politik." Das ist in der alten DDR nach Meinung dieses Studenten anders gewesen. Damals seien die Studenten alle eine Einheit gewesen, sie seien von der kommunistischen Partei oder vom Solidaritätskomitee geschickt worden und alle seien ihrer Heimat verantwortlich gewesen. Jetzt seien alle Individualisten. Offenbar geht der Prozeß aber, wie der Student selbst beschrieben hat, weniger in Rich-

tung eines absoluten Individualismus, als in Richtung differenzierterer Gruppenbildung, seien diese Gruppen politischer oder sonstiger Art. Damit gleicht sich vermutlich das politische studentische Leben in der ehemaligen DDR der Situation in Westdeutschland an.

4.4. Außeruniversitäre Kontakte zu Deutschen

4.4.1. Außeruniversitäre Kontakte während der DDR-Zeit

Die Studierenden empfanden auch während ihrer Zeit an der Hochschule oder Universität die außeruniversitären Kontakte zu Deutschen als insgesamt begrenzt und sahen es als eins der Probleme des Studiums in Deutschland, daß die Deutschen Ausländern gegenüber sehr reserviert seien und besonders ihr Familienleben stark nach außen abschirmten. Dennoch fanden und finden außeruniversitäre Kontakte statt, wie die folgende Tabelle zeigt:

Tab. 18: Außeruniversitäre Kontakte zu Deutschen; einmal oder mehrmals (Mehrfachantworten möglich, in % der Befragten):

Teilnahme an einem privaten Fest	82
von einer deutschen Familie nach Hause eingeladen	67
die Familie von Kommilitonen kennen	29
die Familie eines Mitglieds des Lehrkörpers kennen	29
Die Familie haben kennengelernt	
durch Freizeitbeschäftigungen	14
durch andere Bekannte	29

Die sozialen Erwartungen der afrikanischen Studierenden an die Kontakte zur allgemeinen Bevölkerung in der DDR waren von Anfang an begrenzt. Von ihr wurde Toleranz gegenüber der dunklen Hautfarbe und anderen Lebensgewohnheiten in den sozialen Beziehungen des Alltagslebens erwartet. Eine weitgehende Integration in die DDR-Gesellschaft strebten die Studierenden schon deshalb nicht an, weil ihr Aufenthalt zeitlich klar begrenzt war. Auch in den besten Zeiten der ehemaligen DDR hatten die Studierenden, die andere Länder Westeuropas kannten, jedoch das Gefühl, daß die Bevölkerung der DDR außerordentlich zu-

rückhaltend und kaum zu spontanem freundschaftlichem Kontakt in der Lage sei. Eine Studentin aus Madagaskar zählte zu ihren falschen Vorstellungen über die DDR auch die über die Bevölkerung:

"Sie sind sehr reserviert. Ich weiß nicht, wie ich das erklären kann, aber sie selbst sagen, daß sie reserviert seien. Besonders nach der Maueröffnung, als sie verreisen konnten, haben sie das festgestellt. Sie sagen, die Leute dort im Ausland sind viel freundlicher als wir. Sie vergleichen sich mit den anderen und haben das selbst gesagt. Nicht die Person, die das gesagt hat, sondern wir 'die Deutschen'... Ich war in Paris und auf dem Land (in Frankreich). Dort war es wirklich schön. Ich habe dort keine Schwierigkeiten gehabt als Ausländerin. Besonders auch auf dem Land, wo ich länger geblieben bin. Leute wollen mit mir sprechen... Und sie fragen, woher ich komme. Ich bin nicht so sehr dunkel, als daß man mich als Afrikanerin identifiziert, und dann sind sie einfach neugierig. Ich finde das gut, warum muß man immer stumm bleiben, wenn man doch Gelegenheit hat, in Kontakt zu kommen? Sehr oft bin ich in der Straßenbahn unterwegs, und ein halbe Stunde oder Stunde bleibe ich stumm, nur zugucken."

Weitere Vergleichspunkte ergaben sich natürlich, wenn das System der sozialen Kontaktpflege in der ehemaligen DDR mit dem als weitaus offener empfundenen System sozialer Beziehungen im Heimatland verglichen wurde. Einer der sudanesischen Doktoranden berichtete, daß er zwar viele Freunde habe, aber dennoch in der DDR Kontaktprobleme habe:

"Alle waren sehr nett und alle waren sehr gut, aber ich habe bemerkt, daß alle diese Freunde separat leben. Wir treffen uns nur in der Mensa oder in der Moritzbastei oder im Kaffee. Ich lade sie immer in meine Wohnung ein, und sie kommen zu mir, aber nie haben sie zu mir gesagt: 'Komm in meine Wohnung'. Ich war sehr daran interessiert, denn ich möchte wissen, wie die Deutschen leben und wie sie wohnen. Ich bin Araber, und in Arabien ist es so, wenn ein Student in einem Internat oder einem Heim wohnt, dann laden wir ihn ein in unser Haus oder in unsere Wohnung. So ist das bei uns, aber ich habe bemerkt, daß die Deutschen das nicht so lieben, sich mit Ausländern in der Wohnung zu treffen. Und das ist bis jetzt so... Nur wenn ein Mädchen oder Mann alleine wohnt ... aber wenn er Frau und Kinder hat, nein. Ich bin bis jetzt sechs Jahre in Deutschland gewesen, und ich war nur dreimal in einer Familie. Mein Betreuer hat mich und andere Aspiranten immer zu sich nach Hause zum Essen eingeladen mit seiner Frau zusammen. Und

meine Lehrerinnen im Herder-Institut haben mich auch eingeladen, aber mit der Gruppe, nicht allein. Und ich habe einen Freund, der hatte Hochzeit, und der hat mich eingeladen. Das ist der Dritte in sechs Jahren, und sonst nie, nie mehr. Ich kann nicht sagen, daß das persönlich gegen mich gerichtet ist, das ist eben so bei den Deutschen."

Aus diesem Bericht ergibt sich, daß die Kontakte zu Familien, von denen auch andere Studenten berichteten, häufig den Charakter des Halboffiziellen trugen und nicht als spontan, freundschaftlich und gleichberechtigt angesehen wurden, etwa im Falle der Professoreneinladungen. Wo sich Kontakte zu anderen Familien ergaben, gehörten diese nicht unbedingt zur Normalbevölkerung, und das Motiv zur Kontaktaufnahme war nicht spontanes Interesse, sondern eine selbstaufgelegte soziale Verpflichtung, die auch bei den Studierenden nur auf begrenzten Widerhall stieß und die Kontakte vor allem nach der Wende einschlafen ließ, wie im Falle eines madagassischen Ehepaares, das während der Sprachausbildung in Leipzig von einem älteren Ehepaar zu Weihnachten eingeladen worden war:

"Ja, das war sehr nett. Aber das Problem ist, daß sie schon älter sind, eine alte Frau, und wir können uns nicht so gut verständigen. Wie sagt man das, wir verstehen uns gut, aber wir hätten auch gerne Kontakt zu Gleichaltrigen... Viele Dinge kennen sie nicht, Disco usw., nicht nur Disco, sondern auch die Diskussionen. Sie hatten auch einen Fernseher, aber sie haben uns gesagt, wir dürfen nicht Westfernsehen anmachen. Da gab es so schöne Sendungen, aber sie wollten das nicht. Ja, sie waren sehr strikt: 'Das wird so gemacht', und wenn wir es anders machen wollten, haben sie 'nein' gesagt. 'Das geht nicht'."

Nur der Doktorand der Berufspädagogik, der das Sprachstudium in Magdeburg absolviert hatte, berichtete, daß er seit dieser Zeit freundschaftliche Kontakte zu vielen Familien habe: "Ja, also ich möchte sagen vom Ursprung her, von meiner Natur her bin ich immer ein sehr sozialer Mensch gewesen, und werde auch sehr gern aufgenommen. Ich habe unheimlich viele Freundeskreise in Magdeburg und bin nach wie vor an diese Stadt sehr gebunden. Ich bin hier jedes Jahr Weihnachten bei zwei deutschen Familien, ich kann jedes Wochenende hinfahren, ich habe sehr viele Familien dort. Also daß ich keine Probleme hatte, auch hier in Berlin keine Probleme mit Deutschen ... Sie sehen ja das Bild da, ich selbst mit Kapitänsmütze... Das ist ein Boot von einem Studienkollegen gewesen, und immer, wenn wir freie Zeit hatten für die Prüfungs-

vorbereitungen, hat er mich mitgenommen zum Boot, und wir waren eine Woche lang auf dem (Müritz)See und haben dort gelernt. Ich habe fast in jeder Stadt hier eine Familie, in Dresden, überall."

4.4.2. Außeruniversitäre Kontakte nach der Wende - Diskriminierung und ihre Folgen

4.4.2.1. Diskriminierung in der Öffentlichkeit

Die außeruniversitären Kontakte der Studierenden werden aktuell durch die ausländerfeindliche Haltung der Bevölkerung und die besonders ausgeprägte Diskriminierung von Afrikanern eingeschränkt. Von keinem der befragten Studierenden wurde berichtet, daß nach der Wende neue soziale Beziehungen zu Familien in der ehemaligen DDR geknüpft worden seien. Stattdessen haben sie ihre sozialen Beziehungen zu Verwandten und Bekannten aus ihrem Heimatland in Westberlin, Westdeutschland und anderen europäischen Ländern vertieft.

In Anlehnung an die Interaktionstheorie von Erving Goffman⁴⁴ kann man Rassendiskriminierung definieren als Ausschluß von Personen einer bestimmten Hautfarbe aus der Gemeinschaft derjenigen Personen, denen gegenüber eine Verpflichtung zur Einhaltung von Normen positiven sozialen Austauschs besteht. Im schwächsten Fall von Diskriminierung werden positive soziale Kontakte, etwa Grüßen auf der Straße, Hilfe beim Tragen schwerer Gegenstände, Hinweis auf Gefahren, unterlassen. Im Steigerungsfall werden negative Kontakte initiiert, etwa Beschimpfen, Anrempeln, Schlagen, und im Extremfall werden die Diskriminierten aus dem Interaktionsraum durch Drohung, Gewalt oder schließlich durch physische Vernichtung vertrieben. Goffman unterscheidet verschiedene räumliche Zonen, die sich dadurch unterscheiden, wie weit sie von den Bedrohten jeweils kontrolliert werden können. In diesem Modell läßt sich die Veränderung des sozialen Umfelds der Studierenden durch die zunehmend fremdenfeindliche Haltung der Bevölkerung dadurch charakterisieren, daß sich der soziale Raum, den die Studierenden selbst gestalten können, zunehmend verengt hat und hier nicht mehr wie früher gleichgültige Nichteinmischung bis positive Unterstützung zu er-

44 Erving Goffman. Das Individuum im öffentlichen Austausch. Frankfurt 1974. Vgl. besonders das Kapitel "Die Territorien des Selbst", a.a.o., S. 56 ff.

warten ist, sondern zunehmend Bedrohung und Gewalt. Die Gefährdung kann sich, wiederum in Anlehnung an Goffman, beziehen auf die Personen selbst, vor allem ihren Körper, aber auch auf ihre persönliche Habe, etwa ihre Kleidung und Besitztümer wie Taschen und Gerätschaften. Zu den Territorien des Selbst zählt Goffman auch den Luftraum von einigen Zentimetern bis Metern, der sie von der nächsten Person trennt, und ihre Selbstdefinition als Mensch, Frau, Student oder Afrikaner, die durch ungewollte Kontaktaufnahme und Beschimpfungen, "dumme Sprüche" usw., verletzt werden.

Die Diskriminierung macht für die davon Betroffenen extensive Vorsichtsmaßnahmen notwendig. Im Falle der Verweigerung positiver Kontakte ist ein gemeinsamer Aufenthalt der Diskriminierten mit der Mehrheitsbevölkerung im öffentlichen Raum, etwa auf Straßen, Plätzen und in Verkehrsmitteln, noch möglich. Im Falle von Bedrohung und Gewalt ergibt sich zwangsläufig eine Beschränkung der Diskriminierten auf sichere Schutzzonen. Sie müssen öffentlich Räume meiden, oder sofern das nicht möglich ist, die Quelle und den Grad möglicher Gefährdung erkunden und meiden. Sie müssen versuchen, durch stetige Wachsamkeit und Beobachtung der Handlungen verdächtiger Personen Bedrohungssituationen rechtzeitig zu erkennen, um ihnen dann ausweichen zu können. Im Extremfall können jedoch auch die Schutzräume selbst zu Punkten der Gefährdung werden, zum Beispiel, wenn die Personen nicht in der Lage sind, den Zugang zu ihnen zu kontrollieren. In der alten DDR lebten die Studierenden weitgehend in einem sozialen Schutzraum, dessen innersten Kern das Zimmer oder das eigene Bett und die persönliche Habe im Wohnheim darstellte. Schutzräume waren aber auch die Wohnheime insgesamt und die täglich aufgesuchten Räume in der Universität, wie die Seminarräume, Bibliotheken und die Mensa. In einem weiteren Bereich gehörten auch bestimmte Studentenlokale, etwa die Moritzbastei in Leipzig, Sportplätze und Grünanlagen in unmittelbarer Nähe der Wohnheime und bekannte, nahegelegene Einkaufsstätten zu den Schutzräumen. Die Schutzzonen haben sich in der aktuellen Situation stark vermindert und verkleinert, im Extremfall sind sie ganz verschwunden, denn auch Zimmer in den Wohnheimen werden nicht mehr als unbedingt sicher empfunden. So wird das ganze Leben der Studierenden bestimmt von Wachsamkeit, Sorge und Angst.

Die Kenntnis darüber, wo die Schutzräume aufhören und der Bereich der Gefährdung anfängt, ist für die Diskriminierten lebenswichtig. Die De-

definition des noch möglichen und schon nicht mehr möglichen Bewegungsspielraums ist eines der Hauptprobleme der afrikanischen Studierenden, denn sie wollen die Grenzen ihres Bewegungsradius nicht zu eng ziehen, sich aber auch nicht in Gefahr bringen. Eine Gefährdung der eigenen Person völlig auszuschließen, ist ohnehin unmöglich, da sie öffentliche Räume, vor allem die Verkehrsmittel und Einkaufsstätten, nicht meiden können. Die Abwehr der Verletzung der Territorien des Selbst ist für die afrikanischen Studierenden nur sehr schwer möglich, da ihnen die am häufigsten geübte Form, unauffällig in der Menge zu verschwinden und keine Aufmerksamkeit hervorzurufen, wegen ihrer Hautfarbe kaum möglich ist. Sie können sich, zumindest als einzelne, auch kaum gegenüber der Verletzung ihres persönlichen Territoriums und der Würde und Unversehrtheit ihrer Person zur Wehr setzen. Die Zahl der möglichen Strategien ist deshalb sehr beschränkt, es bleibt im wesentlichen der Rückzug aus den nicht kontrollierbaren öffentlichen auf die geschützten und von ihnen selbst kontrollierbaren Räume. Das wird im folgenden Interview deutlich:

"Ja, das ist Geschichte von Hellersdorf. Ja, es war so gegen sieben Uhr abends. Ich hatte Hunger. Ich bin hier in Hellersdorf, da gibt es so eine Hähnchenstube, da wollte ich mir so ein Hähnchen kaufen. Da hab ich mir so ein Hähnchen gekauft, dann wollte ich nach Hause zurück. Ich hatte einen Walkman, der ist wertvoll, ja? Den hatten die (Skinheads) gesehen, vermute ich. Dann sind sie eingestiegen. Sie haben erst mal nichts gesagt. Es gab auch andere Deutsche, die im gleichen Wagen waren. Zwei Stationen, bevor ich aussteigen mußte, da waren die anderen Deutschen weg. Ich war allein im Wagen. Die haben mich so komisch angeguckt. Ich hab meinen Mund gehalten und hab gemacht, als ob nichts wäre. Ich wurde beschimpft. (Als ich aussteigen wollte,) da sind zwei rausgekommen. Der sagte: 'Was willst Du hier in Deutschland'. Ich wußte schon vorher, es gibt hier so Leute, da bin ich einfach weggerannt. Ich habe das Geräusch von dem klappenden Messer gehört. Sie haben mich zu zweit verfolgt. So bin ich immer, ich fliehe. Ich bin schnell zuhause angekommen. Dann hab ich die Tür aufgemacht, und dann hab ich zugeschlossen."

Vor ihrer Ankunft in Deutschland hatten 45% der befragten Studierenden Diskriminierungen erwartet, 45% hatten keine erwartet. Wie zu erwarten sind sie jedoch durchgehend der Meinung, die Diskriminierung habe seit der Wende zugenommen.

Tab. 19: Die Diskriminierung ist heute (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)

	stärker	schwächer
im Alltag	56	10
in den Massenmedien	49	..

Die Gründe für die Diskriminierung sind vielfältig:

Tab. 20: Diskriminiert fühlen sich heute (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

als Afrikaner	86
wegen ihrer Hautfarbe	40
als Ausländer allgemein	20
wegen ihres Studentenstatus	1
wegen ihres Geschlechts als Frau	1

Die meisten Studierenden fühlen sich in vielfältiger Form diskriminiert.

Tab. 21: Es fühlen sich diskriminiert im Alltag durch (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

Beschimpfungen auf der Straße	73
Bedrohung auf der Straße	66
dumme Sprüche auf der Straße	52
beim Einkaufen	51
kein Einlaß in Discotheken etc.	36
schlechte Bedienung im Restaurant	33
Schlagen	29
Anrempeln	24
keine Bedienung im Restaurant	18
sexuelle Belästigung	8 von 19 Frauen.

Eine Aussage aus den persönlichen Interviews dazu: "Diskriminierung kann man schon sagen. Im Karstadt, was die Leute uns so anbieten: Du

bleibst da, die weißen Leute kommen sofort (dran). 'Was wollen die', und du warst der erste, der da war. Sowas habe ich oft erlebt. Ich war nie enttäuscht, aber ich weiß erstmal, daß ich ein Ausländer und sogar ein Schwarzer bin." Auch die in Westdeutschland befragten Studierenden fühlten sich in vielfältiger Weise diskriminiert, besonders bei der Wohnungssuche, allerdings wurden von ihnen 1984 nicht so gravierende Diskriminierungen berichtet wie in Leipzig und Ostberlin 1991. Dennoch kommen auch die HIS-Autoren zum Schluß, "daß sich noch nicht einmal ein Drittel der Befragten in der bundesdeutschen Gesellschaft akzeptiert fühlt und daß von der Mehrheit die bundesdeutsche Gesellschaft wenig offen und aufnahmebereit erlebt wird"⁴⁵.

4.4.2.2. Diskriminierung in der Universität

Die Diskriminierung durch die allgemeine Bevölkerung wird als sehr viel gravierender als die durch Angehörige der Universität eingeschätzt. Nur eine Minderheit der Befragten fühlt sich im Universitätsbereich diskriminiert:

Tab. 22: Diskriminierung in der Universität heute (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

ja	24
nein	45

Auch hinsichtlich der Frage, ob die Diskriminierung in der Universität heute stärker sei als zur DDR-Zeit, sind die Meinungen geteilt:

Tab. 22a: Diskriminierung in der Universität ist heute verglichen mit der ehemaligen DDR:

stärker	13
schwächer	13

45 Es fühlten sich in der Bundesrepublik als unerwünscht 19%, als geduldeter Gast 44%, als willkommener Gast 10%, fast wie ein Deutscher 18% und keine Antwort gaben 9% (vgl. HIS-Studie S. 203)

Bei einigen der angegebenen Formen der Diskriminierung kann man sich fragen, ob sie nicht auch auf der subjektiven Wahrnehmung der Studierenden beruhen oder, wie 'besonders leichte Prüfungen' nicht eher eine Bevorzugung darstellen. Der von den Studierenden formulierte Anspruch geht allerdings dahin, genau wie alle anderen Studierenden behandelt zu werden.

Tab. 23: Als Formen der Diskriminierung in der Universität gaben an (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

dumme Sprüche	13
Nachteile bei Praktika	10
allgemeine Ablehnung	9
Studenten reagieren nicht auf Fragen	7
Tätlichkeiten wie auf der Straße	4
Hochschullehrer reagieren nicht auf Fragen	3
besonders harte Prüfungen	2
besonders leichte Prüfungen	2
andere Formen der Diskriminierung	3
sexuelle Belästigung	2 von 19 Frauen

Die Universität wurde und wird von den meisten Studierenden als Schutzraum angesehen, in dem die Meidung von Kontakten mit den afrikanischen Studierenden, etwa durch die deutschen Kommilitonen, die häufigste Form der Diskriminierung war. Harte Formen kamen so gut wie gar nicht vor. Gängig war und ist offenbar auch die Unterschätzung ihrer Kenntnisse, wie sie in der folgenden Aussage zum Ausdruck kommt: "Als wir in meiner Seminargruppe die ersten Kontakte mit Deutschen hatten, wie ich schon sagte, in Physik und Mathematik hatten wir bessere Kenntnisse von zuhause mitgebracht. Im ersten Seminar Physik, da kam der Lehrer, der fragte über SI-Einheiten. Er fragte uns, ob wir Ahnung davon hatten. Mein Kommilitone und ich, wir waren immer zu zweit in einer Seminargruppe, wir waren minderwertig!! Wir wußten nichts, nichts! So denken die alle. Dann fragten sie nach SI-Einheiten, wir waren so schüchtern, das war das erste Mal, daß wir mit so vielen anderen Studenten zusammen waren. Dann hat er so eine Leistungskontrolle im nächsten Seminar gehabt. Dann hatten mein Kommilitone und ich, wir hatten bessere Noten. Dann hatte er uns die Frage gestellt: 'habt Ihr schon zuhause studiert?' Ich sagte: 'Nein, gerade nach

dem Abitur bin ich hierhergekommen.' So auch das Verhalten der anderen, wenn wir etwas besser können als sie, dann sagten die, 'nein, das kann nicht sein'. Das wollte ich sagen. Auch wenn wir andere Studenten sind, man darf nicht alle unterschätzen. Erst jetzt haben die das verstanden. In meiner Seminargruppe sind mein Kommilitone und ich, wir sind die Besten. Jetzt haben die das verstanden. Als die am Anfang Probleme hatten, dann sind die nie zu uns gekommen, obwohl wir das wußten. Aber jetzt haben die gelernt, daß alle Menschen gleich sind. Das wollte ich sagen, denn das habe ich oft in der Straße erlebt. Schwarze können nichts! Zu Hause, als ich noch ein Kind war, da habe ich immer gesagt, Weiße bzw. Europäer sind besser als wir. So ist die Mentalität in Afrika. Aber seitdem ich hier bin, hab ich festgestellt, so muß man nicht denken. Das ist ein Fehler. Ein Kameruner, der die gleiche Ausbildung und Qualifikation wie ein Europäer hat, hat Nachteile. Vielleicht haben die Weißen mehr Erfahrung, das nehme ich an, aber vom Können, da gibt es keinen Unterschied."

Daß ihr Können von den Professoren und Kommilitonen unterschätzt werde, wurde auch von anderen Studierenden berichtet. Es wurde jedoch auch vermutet, daß das nicht unbedingt eine Folge bewußter Diskriminierung sei. Auf jeden Fall wird die Diskriminierung in der Universität als sehr viel weniger bedrohlich angesehen als die auf der Straße.

4.4.3. Erklärungsmuster für Rassismus

Eine Erklärung für den Rassismus sehen die Studierenden sowohl in allgemein vorhandenen Denk- und Verhaltensmustern bestimmter Bevölkerungsgruppen wie in der besonderen Situation der DDR-Bevölkerung nach der Wende, die diese Muster verstärkte oder hervorrufe. Der Tenor dieser Vorurteile sei die Unterschätzung des Entwicklungsniveaus der afrikanischen Länder. Viele Leute glaubten, in Afrika lebe man noch im Busch und die Studierenden hätten vor ihrer Ankunft noch nie ein Auto gesehen. Diese Klischees werden nach Meinung der Befragten besonders durch die Massenmedien verbreitet, die durch tendenziöse, zu geringe oder falsche Berichterstattung die Vorurteile in der Bevölkerung verstärkten:

Tab. 24: Diskriminierung sehen im (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

Fernsehen	28
Tageszeitungen	23
Radio	22
Zeitschriften	22
Illustrierten	20

Aus den meisten Aussagen zum Komplex des Rassismus geht hervor, daß die Studierenden davon überzeugt sind, daß auch in der ehemaligen DDR ein latenter Rassismus vorhanden war, er aber unterdrückt wurde und jetzt von der Öffentlichkeit toleriert werde. Die Situation habe sich negativ verändert. Veränderung nach der Wende? "Ja, auf jeden Fall. Damals gab's das auch, aber es war sehr unterdrückt. Man hat es bemerkt, daß die Leute hinter dem Rücken was machen, aber es war nicht offen gesagt."

Weiterhin werden die vielfältigen Probleme der DDR-Bevölkerung nach der Wende verantwortlich gemacht: "Diese Diskriminierung ist noch schlimmer geworden, weil viele Leute im Moment Probleme haben mit Arbeit, daß sie vielleicht denken, die Ausländer...Die sind für solche Probleme nicht verantwortlich, die Afrikaner, die hier waren in der DDR, die haben als Arbeiter gearbeitet, und fast alle sind schon nachhaus geflogen, und die, die jetzt noch da sind, sind vielleicht nur die Studenten, und solche Leute sind nur da, um zu studieren. Wenn sie fertig sind, gehen sie in ihre Heimat." Andere Studierende meinten, daß die Reisefreiheit der ausländischen Studierenden in der DDR bei der einheimischen Bevölkerung zu Ressentiments geführt habe, die jetzt offen hervorbrechen könnten. Selbstkritisch äußerte einer der sudanesischen Doktoranden, daß manche Studierende in der DDR-Zeit mit ihren Devisen wie kleine Könige aufgetreten seien. So etwas müsse zu Haßgefühlen führen. Der Kapitalismustheorie von Marx folgt die Erklärung des Rassismus in der ehemaligen DDR durch einen Studenten aus Benin, der der Meinung ist, daß die mangelhafte Durchsetzung kapitalistischer Strukturen den Rassismus befördert habe, weil die Geldbeziehungen im Westen zu Gleichgültigkeit gegenüber individuellen Besonderheiten der Tauschpartner führten und sie als Individuen eher uninteressant seien. Die Verhältnisse in den alten Bundesländern werden jedoch nur relativ günstiger gesehen: Vor der Wende, wenn man drüben

von Ausländern gesprochen habe, habe man speziell von den Türken gesprochen, weil sie den Deutschen ihre Arbeitsplätze weggenommen hätten. Jetzt hätten die Menschen in der ehemaligen DDR diese Vorurteile übernommen und auf alle Ausländer ausgedehnt.

Mehrfach wurde die Erfahrung geäußert, daß die Diskriminierung in anderen Ländern weniger ausgeprägt sei als in der Bundesrepublik/DDR. Bei Reisen nach Großbritannien und Frankreich habe man festgestellt, daß dort Menschen aus aller Welt sich ungehindert auf der Straße bewegten. Diese Erfahrung stellt ein Student für die USA dar: "Manchmal ist man nur Pessimist: ich war im letzten Jahr in USA, ein paar Wochen. Ich habe alles gehabt. Ich habe es mir wie Chicago vorgestellt: du mußt eine Pistole haben im Flugzeug, am Flughafen. Aber es war ganz anders, ich war frei...Es waren einseitige Informationen, sie müßten schlecht sein, Rassisten sein, Gangster sein...Ich habe das nicht gesehen, ich habe mich sehr gut gefühlt die ganze Zeit, viel besser als hier in Deutschland, wo ich fünf Jahre bin und mit der Sprache zurechtkomme."

4.4.4. Folgen der Diskriminierung

Nach einhelliger Meinung der Studierenden hat sich zwar ihre Bewegungsfreiheit nach außen erweitert, sie können z.B. nach England oder in die USA reisen, in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld hat sich jedoch durch die Wende ihre Isolierung und die Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit verstärkt. Die allgemeine Bevölkerung wird als derart fremdenfeindlich erlebt, daß die Studenten sich kaum trauen, über den engen Kreis von Universität, Mensa, Wohnhaus, Kaufhalle hinauszugehen. Sie leiden an einem Gefangenensyndrom: "Nur z.B. in der Moritzbastei, nur dort kann man viele Ausländer finden, nur dort, immer in der Umgebung der Universität. Also nur Studium. Natürlich kann man ein paar ausländische Leute auch im Kino sehen, aber ganz wenig... Der Lebensraum ist ganz begrenzt."

Diese Einschränkung des Lebensraums beschränkt auch die Freizeitbeschäftigungen. Heute sehen die Studierenden sehr viel weniger Möglichkeiten als in der DDR-Zeit, sich außerhalb des Universitäts- und Wohnheimbereichs zu bewegen, eine Gaststätte oder ein Kino zu besuchen, ganz zu schweigen von Fußballstadien, die als 'tödlich' angesehen

werden. Als weitere Gründe werden die höheren Kosten für viele Veranstaltungen heute und Zeitmangel genannt. Wie die folgende Tabelle zeigt, wurden für die ehemalige DDR 2,52 Freizeitbeschäftigungen pro Person angegeben, während es heute nur noch 1,75 sind.

Tab. 25: Freizeitbeschäftigungen mehrmals in der Woche oder im Monat (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

	DDR	Heute
Kino	60	37
Disco	60	48
Ausstellungen	46	26
Sportplatz	36	29
Musikveranstaltung	25	20
Theater	9	10
Sonstige Veranstaltung	6	5
Insg.	2,52	1,75

Abgenommen haben vor allem Kino-, Ausstellungs- und Discobesuche. Da sich die Studierenden notwendigerweise mehr in ihren Wohnheimen aufhalten, spielen die dort möglichen Freizeitbeschäftigungen wie Radio und Fernsehen eine größere Rolle. Die Mitgliedschaft der Studierenden in formalen Gruppen außerhalb der Universität hat hingegen zugenommen. Sie hielten sich zur DDR-Zeit in engen Grenzen, da das offizielle Organisationssystem viele Bedürfnisse abdeckte. Inzwischen hat die Mitgliedschaft in Vereinen etwas zugenommen. Am beliebtesten sind Sportvereine, und die Studierenden würden häufiger Mitglied werden, wenn sie keine Diskriminierung fürchten müßten.

Tab. 26: In formalisierten Vereinen waren zur Zeit der Befragung Mitglieder (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

Sportverein	9
Deutsch-Ausländischer Verein	8
religiöser Verein	6
Freizeitverein	3
andere Initiativen	2

Von einer verantwortungsvollen oder Führungsposition in irgendeinem Verein sprachen fünf Studierende. Von 17% der Befragten, die Aussagen über die nationale Zugehörigkeit der Vereinsmitglieder machten, nannten 12% vor allem Ausländer und 5% vor allem Deutsche als Mitglieder. Kein Studierender gab an, in einer Bürgerinitiative oder einer politischen Partei Mitglied zu sein.

Als Folge der Diskriminierung läßt sich theoretisch eine Erhöhung der Identifikation der Studierenden mit ihrer Heimatkultur oder mit Ländern außerhalb der DDR erwarten. Das mag erklären, warum die Diskriminierung in der alten Bundesrepublik für nicht so bedrohlich gehalten wird wie in den neuen Ländern und selbst in Westberlin das soziale Klima schon für offener gehalten wird als in Ostberlin. Das Hauptproblem der Fremdenfeindlichkeit der Bevölkerung sehen die Studierenden also in ihrer sozialen Isolation und der Begrenzung ihrer Bewegungsfreiheit auf wenige sichere Räume:

"Ich lerne manchmal mehr als 8 Stunden, damit ich nicht zur Disko gehen (kann) oder auf der Straße zu laufen. Das gibt Unglück. Man muß Glück haben hier. Wenn man kein Glück hat und diese Leute trifft, da kommt es zu diesem Marathon. Jeden Tag nur auf dem Zimmer sitzen und lesen, das hilft mir nicht, ich muß auch mal an die frische Luft, Kontakt mit anderen Leuten. Was diskutieren, was nicht mit der Schule zu tun hat. Aber das gibt es nicht."

Die Diskriminierung mindert den Wunsch, nach dem Ende des Studiums noch länger in Deutschland zu bleiben, viele Studenten wollen möglichst schnell in ihre Heimat zurückkehren: "Monatelang nur im Zimmer! Uni, Internat, Uni, Internat... ich bin schon alt hier geworden. Ich gehe nicht in die Disko, ich habe Angst, abends zu laufen, allein oder mit jemandem, ich habe Angst. Ich will schnell nach Hause."

"Ehrlich gesagt, ich habe es satt, hier zu sein. Ich will so bald wie möglich nach Hause. Es kann nicht ewig gehen, daß ich Angst habe, mich zehnmal umschauchen muß, wenn ich irgendwas mache... Ich kann nicht mehr."

5. Partnerbeziehungen der Studierenden

Trotz massiver Diskriminierung der afrikanischen Studierenden haben sich im Verlauf der Jahre Partnerbeziehungen auch zu deutschen Frauen und - selten - Männern ergeben. Aus der standardisierten Umfrage ergab sich, daß insgesamt 15 der befragten 19 Frauen, also 75%, jedoch nur 53% der männlichen Studierenden Partner/innen an ihrem Studienort hatten. Fünf der 19 Frauen, jedoch nur 11% der Männer waren verheiratet. Von den 19 Frauen, die den standardisierten Fragebogen beantworteten, gaben drei an, einen deutschen Partner zu haben, 12 hatten einen Partner aus einem anderen afrikanischen oder dem Heimatland. Von den 11 Frauen, die persönlich interviewt wurden, war eine verheiratet und sechs hatten feste Partner. Keine dieser Frauen hatte eine Partnerbeziehung zu einem deutschen Mann, und die meisten schlossen das auch für die Zukunft ausdrücklich aus. Nicht alle Partner/innen lebten in Deutschland. In ihrer Heimat haben oder hatten insgesamt 52% der Studierenden eine Partnerbeziehung. Auf die Frage, ob sie diese Beziehung nach der Rückkehr fortsetzen wollten, antworteten 19%, daß sie diese fortsetzen würden, 15% daß sie diese aber nicht fortsetzen würden und 28%, daß sie sich noch nicht sicher seien.

Nur sehr wenige männliche Studierende lebten also zum Zeitpunkt der Befragung zusammen mit einer afrikanischen Partnerin am Studienort. Deshalb haben viele eine Partnerbeziehung in Deutschland aufgebaut. Unabhängig von festen Partnerschaften hatten die Frauen allgemein mehr männliche Kontaktpersonen als umgekehrt die Männer weibliche:

Tab. 27: Verbringen Sie Ihre Freizeit mit einer Partnerin/einem Partner* (in % der Befragten, Mehrfachnennungen möglich)?

	Frauen	Männer
Ja	74	50
Wechselnd	0	3
Nein	21	29
Keine Antwort	5	18
Insg.	100	100
N	19	98

*heterosexuelle PartnerInnen gemeint

Insgesamt geben die männlichen Studierenden 0,8 Partnerinnen pro Person an, die weiblichen Studierenden insgesamt 1,17. Die Partner/innen stammen aus ihrem Heimatland, aus Deutschland oder aus einem anderen europäischen Land, z.B. Rußland. Es zeigten sich dabei wiederum deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen:

Tab. 28: Heterosexuelle(r) Partner/Partnerin beim Tanzen/Flirten/Freizeitbeschäftigung (Mehrfachnennungen möglich, in % der Befragten):

	Frau	Mann
aus Heimatland	53	17
and. Afrikaner(in)	37	17
and. Ausländer(in)	11	13
Deutsche(r)	16	33
Insg.	117	80
N	19	98

Männliche Studierende verbringen häufiger als weibliche ihre Freizeit in gleichgeschlechtlichen Gruppen, die von 38% der Männer aber nur von 26% der Frauen genannt wurden:

Tab. 29: Ich gehe mit einer/einem gleichgeschlechtlichen Partner/Partnerin aus. Sie / er ist (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich):

	Frau	Mann
Aus Heimatland	21	26
andere(r) Afrikaner(in)	16	24
andere(r) Ausländer(in)	11	17
Deutsche(r)	16	6
insgesamt	64	73
Ich gehe nur allein aus	21	26
gehe nur in Gruppen aus	26	38
gehe nie aus	5	4
Insg.	52	68

Die männlichen Studierenden haben insgesamt mehr gleichgeschlechtliche Freizeitpartner als die weiblichen, unter ihnen aber wenige Deutsche. Heterosexuelle Beziehungen zu deutschen Frauen bzw. Männern haben dagegen prozentual erheblich mehr Männer als Frauen. Die große Attraktivität deutscher Partnerinnen für die männlichen Studierenden liegt nach den Aussagen der Befragten in den offenen Interviews vor allem darin begründet, daß wegen der ungleichen Geschlechtsrelation es für die männlichen Studierenden weitaus schwieriger sei als für die weiblichen, eine Partnerin aus dem Heimatland oder einem anderen afrikanischen Land zu finden.

Tab. 30: Haben Sie einen deutschen Freund/eine deutsche Freundin? (in % der Befragten):

	Männer		Frauen	
	Jetzt	Früher	Jetzt	Früher
Ja	34	40	16	0
Nein	45	36	74	79
keine Antwort	21	24	10	21
Insg.	100	100	100	100
N	98	98	19	19

Die größere Zurückhaltung der afrikanischen Frauen gegenüber deutschen Männern ergibt sich jedoch nicht nur aus der Tatsache, daß sie unter vielen Afrikanern einen Partner wählen können, sondern auch aus einer größeren Skepsis hinsichtlich des Gelingens einer afrikanisch-deutschen Partnerschaft. Eine Heirat mit ihrer deutschen Partnerin/ihrem Partner plant bei beiden Geschlechtern nur eine Minderheit, und zwar von 33 Männern 8 und von den 3 Frauen 1.

Tab. 31: Werden Sie Ihren deutschen Freund/Ihre dt. Freundin heiraten (in % der Befragten)?

	Mann	Frau
Würde heiraten, aber kann nicht	8	5
Werde heiraten	9	11
Werde/will nicht heiraten	19	11
keine Antwort	64	73
Insg. %	100	100
N	98	19

Die befragten Frauen äußerten mehr grundsätzliche Bedenken gegenüber der Heirat mit einem deutschen Partner als die Männer. Das zeigt die folgende Tabelle, in der es um die Frage ging, ob die Studierenden ganz allgemein einen Deutschen oder eine Deutsche heiraten würden. Eine ausdrückliche Ablehnung war bei den Frauen sehr viel ausgeprägter als bei den Männern.

Tab. 32: Würden sie allgemein einen Deutschen/eine Deutsche heiraten? (in % der Befragten)

	Männer	Frauen
Ja, gern	13	0
Ja, mit Bedenken	25	26
Nein	19	48
Weiß nicht / keine Antwort	43	26
Insg. %	100	100
N	98	19

Auch die Bereitschaft, mit einem deutschen Mann/einer deutschen Frau in die Heimat zurückzukehren, wurde häufiger von Männern als von den Frauen bejaht. Allerdings muß bei diesen Unterschieden bedacht werden, daß die Zahl der weiblichen Studierenden mit 19 Probanden sehr gering war. Die befragten Frauen hatten nicht nur selbst größere grundsätzliche Bedenken, einen Deutschen zu heiraten als die Männer, sondern sie vermuteten auch größeren Widerstand bei der deutschen Bevölkerung als die Männer. Alle Studierenden vermuteten ganz allgemein Widerstand sowohl bei Afrikanern wie bei Deutschen gegenüber einer afrikanisch/deutschen Partnerbindung. Dieser wurde jedoch sehr unterschiedlich stark gesehen, und ganz allgemein wurde vorausgesetzt, daß er bei den Afrikanern geringer sei als bei Deutschen. Die vermutete Einstellung von Deutschen gegenüber der Verbindung eines afrikanischen Mannes mit einer deutschen Frau wurde negativer gesehen als die Verbindung einer afrikanischen Frau mit einem deutschen Mann.

Tab. 33 Wie wird die Verbindung einer afrikanische Frau mit einem deutschen Mann bzw. eines afrikanischen Mannes mit einer deutschen Frau von Deutschen und Afrikanern gesehen (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)?

	AF/DM: D		AF/DM:		ADF/AM: D		DF/AM:A	
	1		2		3		4	
	F	M	F	M	F	M	F	M
gern gesehen	0	12	0	13	0	1	21	22
nicht gern	37	5	32	16	74	79	16	9
ist ihnen egal	5	47	36	43	5	3	47	49
weiß nicht/k. Antw.	58	37	37	28	21	17	16	20
N	19	98	19	98	19	98	19	98

- 1: Wie wird es von Deutschen gesehen, wenn eine afrik. Frau mit einem dt. Mann zusammen ist
- 2: Wie wird es von Afrikanern gesehen, wenn eine afrik. Frau mit einem dt. Mann zusammen ist
- 3: Wie wird es von Deutschen gesehen, wenn eine dt. Frau mit einem afrik. Mann zusammen ist
- 4: Wie wird es von Afrikanern gesehen, wenn eine dt. Frau mit einem dt. Mann zusammen ist

Da die Verbindung zwischen einem afrikanischem Mann und einer deutschen Frau diejenige ist, die in der Realität am häufigsten vorkommt, kann man vielleicht davon ausgehen, daß sie auch am realistischsten gesehen wird, besonders was die vermutete Ablehnung durch die deutsche Bevölkerung angeht. In den offenen Interviews wurde von den afrikanischen Männern auch die Verbindung einer afrikanischen Frau mit einem deutschen Mann negativ bewertet, und die afrikanischen Frauen hielten sie für praktisch unmöglich, da deutsche Männer nicht bereit seien, eine solche Verbindung einzugehen. Als weiteres Problem wurde die eventuelle Rückkehr mit den deutschen Partnern in das Heimatland angesprochen:

Tab. 34: Würden Sie mit Ihrem deutschen Mann/Ihrer deutschen Frau in Ihre Heimat zurückkehren (in % der Befragten) ?

	Mann	Frau
Ja	30	21
Nein	8	5
w.n./k .A.	62	74
Insg. %	100	100
N	98	19

5.1. Partnerbeziehungen afrikanischer Studenten zu deutschen Frauen

In den mündlichen Interviews berichteten 11 der 14 männlichen, jedoch keine der weiblichen Interviewten von afrikanisch-deutschen Partnerbeziehungen⁴⁶. Einige von ihnen hatten eine feste deutsche Partnerin und wollten diese auch als Ehefrau ins Heimatland mitnehmen, einige Studenten haben oder hatten in Deutschland Beziehungen zu deutschen Frauen, waren jedoch entschlossen, nach ihrer Rückkehr im Heimatland eine afrikanische Frau zu heiraten, und einige Studenten haben und hatten nur Beziehungen zu einer Frau aus der eigenen Kultur. Die hohe Zahl von afrikanisch-deutschen Partnerbeziehungen ist bemerkenswert, weil die allgemeine Ablehnung von Afrikanern durch die deutsche Be-

46 Dazu zählen wir auch die 2 Studierenden, die eine russische Freundin hatten, denn die Probleme dieser Partnerschaft sind vergleichbar.

völkerung dem an sich entgegensteht. Dennoch suchen die männlichen afrikanischen Studierenden Partnerbeziehungen zu deutschen Frauen, und sie verhalten sich somit entgegengesetzt zu den afrikanischen Frauen, die diese Partnerbeziehungen in der Mehrheit ablehnen.

5.1.1. Gründe für das Interesse afrikanischer Studenten an Beziehungen zu deutschen Frauen

Vor allem von den Studentinnen wurde betont, wegen der ungleichen Geschlechtsrelation könnten nicht alle afrikanische Männer eine Partnerin aus ihrem Heimatland finden, deshalb seien sie auf deutsche Frauen angewiesen. Von den afrikanischen Männern wurden auch die für Frauen und Männer unterschiedlichen kulturellen Erwartungen angesprochen: Es werde von afrikanischen Männern nicht erwartet, daß sie auf sexuelle Beziehungen verzichteten, wenn keine passende Partnerin aus ihrem Heimatland zur Verfügung stehe. Deshalb hätten die männlichen Studierenden von Seiten ihrer (männlichen) Landsleute oder Autoritätspersonen im eigenen Land, z.B. ihren Eltern, kaum negative Sanktionen zu befürchten, wenn sie während ihrer Studienzeit Partnerbeziehungen zu einer deutschen Frau unterhielten. Das wurde durch die Ergebnisse der standardisierten Umfrage bestätigt, denn nur 9% der Befragten sahen negative Reaktionen von Afrikanern in einem solchen Fall voraus. Während für afrikanische Frauen häufig die Norm gelte, daß der erste sexuelle Kontakt der zum zukünftigen Ehemann sein sollte, genössen afrikanische Männer in der Regel in dieser Hinsicht viel Freiheit. Afrikanischen Männern werden, besonders wenn sie aus polygamen Kulturen stammten, nicht nur mehrere aufeinander folgende Partnerbeziehungen, sondern auch sexuelle Kontakte zu verschiedenen Frauen zur gleichen Zeit zugestanden. Noch gelten in den meisten afrikanischen Ländern in weit ausgeprägterer Weise als in Europa unterschiedliche sexuelle Standards für Männer und Frauen. Deshalb läßt sich die kulturelle Neugierde von den Studenten viel problemloser befriedigen als von den Studentinnen, weil sie eine Heirat mit einer Frau aus dem gleichen Kulturkreis nach ihrer Rückkehr ins Heimatland nicht ausschließt, während für die afrikanische Frau vor allem in islamischen Kulturen als kulturelle Norm gilt, daß sie zwar sexuell attraktiv, in der Wahl ihrer Sexualpartner jedoch äußerst zurückhaltend sein solle. Das gilt besonders im Hinblick auf deutsche Männer: Das wurde von einem Studenten aus Benin so ausgedrückt: "Alle Afrikaner sind irgendwie Macho; daß

ein schwarzer Mann mit einer deutschen Frau zusammen ist, das ist okay, das akzeptiert man, weil es der Mann ist. Eine schwarze Frau mit einem deutschen Mann, das wird von den Schwarzen mit einer gewissen Ablehnung gesehen"⁴⁷. Im umgekehrten Fall ist das anders, und so kann eine Beziehung zu einer deutschen Frau als relativ problemlose Interimsbeziehung angesehen werden.

Eine generelle Voraussetzung für das aktive Werben afrikanischer Studenten um deutsche Partnerinnen ist eine allgemeine Aufgeschlossenheit gegenüber Europäern. Trotz der massiven Fremdenfeindlichkeit hat sich nur bei wenigen Studenten ihr Bild von der DDR soweit negativ gefärbt, daß sie es ablehnen, zu einer deutschen Frau eine Partnerbeziehung einzugehen. Eine allgemeine Offenheit für Kontakte ist bei den Studierenden mit deutscher Partnerin jedenfalls vorhanden, und im Hinblick auf die Abgewogenheit des Urteils über die deutsche Bevölkerung, das immer von konkreten Einzelfällen oder einzelnen Gruppen ausgeht und sich nie zu negativen Pauschalurteilen verdichtet, könnten die afrikanischen Studenten ein Vorbild für viele Deutsche sein, die besonders negativ auf die Partnerbeziehung zwischen einem afrikanischen Mann und einer deutschen Frau reagieren. Über die allgemeine Offenheit für kulturelle Kontakte hinaus ist die Beziehung zu einer deutschen/europäischen Frau für afrikanische Studenten jedoch eindeutig auch ein prestige-erhöhender Faktor, denn die Partnerschaft zeigt, daß es dem Betreffenden gelungen ist, sich weitgehend in die Gastgesellschaft zu integrieren. Das durch die Eroberung einer deutschen Frau vermittelte Prestige unter den Altersgenossen ist auch deshalb beträchtlich, weil die Widerstände anerkannt groß sind, nicht nur bei den Frauen selbst, sondern vor allem bei der deutschen Bevölkerung. Man braucht also Mut. Das wird von einem angolanischen Studenten in folgender Weise beschrieben: "Die Deutschen sind nicht so mutig, hinter einer Frau herzuzugehen. Und deshalb haben wir, würde ich sagen, viel Mut gehabt, hinter einem Mädchen herzuzugehen. Viele Leute sagen, wir Schwarzen stören die Mädchen. Das ist eine Gewohnheit, nicht weil wir unmöglich sind, aber das ist so in unseren Ländern. Um ein Mädchen zu kriegen, muß man schwitzen, und die Deutschen sind nicht gewohnt, so

47 In den Interviews bestätigte sich das sehr viel deutlicher als in der Umfrage: hier wurden die Beziehungen zwischen afrikanischer Frau und deutschem Mann eindeutig negativ beurteilt, während in der Umfrage nur eine Minderheit meinte, eine solche Beziehung werde nicht gern gesehen.

zu schwitzen. Sie reden einmal mit dem Mädchen, und wenn das Mädchen nein sagt, gehen sie weg, obwohl das Nein falsch ist." Nach dieser Aussage ist das insistierende Verhalten afrikanischer Studenten also kulturell normiert, weil die afrikanische Frau, ebenfalls kulturell normiert, zunächst Zurückhaltung zeigen und sich verweigern muß. Dieser selbe Student ist der Meinung, afrikanische Studenten hätten bei deutschen Frauen sogar größere Erfolge als deutsche Männer, eben weil sie bereit seien, trotz Ablehnung weiterhin eine Beziehung zu suchen. Den mangelnden Erfolg deutscher Männer bei afrikanischen Frauen sieht er umgekehrt darin, daß ein deutscher Mann nicht wisse, daß das Nein einer afrikanischen Frau kulturell normiert eigentlich heiße "noch nicht": Viele Deutsche verstehen uns nicht, aber sie wissen nicht, daß man die kulturellen Probleme miteinbeziehen muß. Sie sagen, wir belästigen die Mädchen, aber sie wissen nicht, daß wir gewohnt sind zu wissen, daß ein Nein nicht ein endgültiges Nein ist. Das ist eine Erziehung, nicht weil wir unmöglich sind oder so etwas." Und an anderer Stelle: "Die Deutschen sind nicht gewohnt, so zu schwitzen. Sie reden einmal mit dem Mädchen, und wenn das Mädchen 'nein' sagt, gehen sie weg, obwohl das Nein falsch ist. Und wenn man bei einem schwarzen Mädchen weggeht, geht sie auch weg, usw.."

Generell hatten wir den Eindruck, daß diejenigen Studenten, denen es gelingt, über längere Zeit eine Partnerbeziehung zu einer deutschen Frau aufrechtzuerhalten, zu den am besten integrierten gehören. Das liegt zum Teil daran, daß sie schon mehrere Jahre am Studienort sind. Sie scheinen aber auch allgemein zu den am besten integrierten, flexibelsten und empathiefähigsten Studenten zu gehören. Im Hinblick auf die Fähigkeit zu multikultureller Partnerschaft dürften sie sowohl den deutschen Männern wie den afrikanischen Frauen überlegen sein. Sie suchen und finden hingegen deutsche Frauen, die ähnliche Fähigkeiten beweisen müssen, soll die Beziehung auf Dauer bestehen bleiben. Einige Studenten ohne aktuelle deutsche Partnerin hatten früher Partnerbeziehungen, es gab jedoch auch einige Studenten, die entweder überhaupt kein großes aktuelles Interesse an einer Partnerbeziehung begründeten oder sich schon wieder auf ihr Heimatland orientiert und die Beziehungen zu deutschen Frauen graduell reduziert hatten. Ein Doktorand aus Guinea-Bissau antwortete auf die Frage nach einer deutschen Partnerin: "Ab und zu ... Ich habe immer wenig Zeit für die Frauen gehabt. Das ist schon von zu Hause so, nicht hier. Ich habe zwar gern eine Freundin, aber ich mag gern immer meine Zeit für mich alleine haben. Ich kann nicht

(immer) mit einer Frau zusammensein ... Z.B. hier in diesem Haus hatte ich eine Frau, aber die Forderung, daß ich immer dort schlafen soll, habe ich abgelehnt. Ich habe meinen Platz im Wohnheim, ich habe meinen Tisch zum Arbeiten, und ich kann nicht immer dort sein." Hier zeigt sich eine Verschiebung der Prioritäten von den Partnerbeziehungen zu beruflichen Zielen, die im allgemeinen eher als typisch für deutsche Männer beschrieben wurde.

5.1.2. Charakterisierung der deutschen Partnerinnen

Die Partnerinnen der afrikanischen Studenten kommen häufig auch aus dem studentischen Milieu, und man hat sich mehr oder weniger direkt im Universitätsumkreis kennengelernt. Dabei spielen offenbar weniger die offiziellen Studienveranstaltungen eine Rolle als der Freizeitbereich, und da besonders die Disco. Da es sich jedoch um bestimmte Discos handelt, die von afrikanischen Studenten besucht werden (können), sind oder besser waren zur DDR-Zeit auch die deutschen Besucher überwiegend Studenten. Nach Aussagen der Afrikaner mußten die deutschen Frauen zunächst Vorurteile überwinden, die ihnen durch Presse und Rundfunk vermittelt wurden: Alle Afrikaner hätten Aids, kämen aus dem Busch, usw.. Sei dies jedoch der Fall, seien die deutschen Frauen bereit, viel für eine Beziehung, für die sich sie einmal entschieden hätten, einzusetzen. Von den afrikanischen Studenten wird die Meinung, es handle sich bei den deutschen Frauen, die Partnerbeziehungen zu Afrikanern unterhalten, um eine ebenfalls diskriminierte Gruppe, die wegen ihrer niedrigen Position in der sozialen Hierarchie keinen Zugang zu begehrten deutschen Männern habe, entschieden zurückgewiesen. Diese Frauen seien sogar besonders intelligent, aufgeschlossen, sensibel. Angesichts des enormen internen und externen Konfliktpotentials, dem eine solche Beziehung ausgesetzt ist, entbehrt diese Meinung nicht einer gewissen Plausibilität. "Ja, man sieht, daß sie anpassungsfähig sind. Also ehrlich, ich kann sagen, und die Skinheads können eine andere Beurteilung haben, aber ich sage: Die Mädchen, die ausländische Freunde haben, sind sehr intelligente Mädchen. Sie sind sehr klug, sehr psychologisch einfühlsam, sehr objektiv."

Von den befragten Studierenden wurden mehrere Gründe genannt, warum von deutschen Frauen überhaupt Kontakt zu afrikanischen Männern gesucht wird. Wie bei den afrikanischen Männern wird auch bei

deutschen Frauen kulturelle Neugierde vermutet, der Wunsch, über die engen Grenzen der DDR hinauszublicken und andere Kulturen kennenzulernen. Das wird von einem angolanischen Studenten, der die Probleme einer Partnerbeziehung zwischen Deutschen und Afrikanern besonders intensiv diskutiert hat, so ausgedrückt: "Viele Leute in der Welt außer den Rechtsradikalen wollen immer ein multikulturelles Leben leben. Sie wollen andere Lebensweisen kennenlernen."

Ferner sprachen die afrikanischen Studenten von 'Ausländer-abhängigkeit', und diese wird als eine Art Prägung auf afrikanische bzw. allgemein ausländische Männer bezeichnet. Diese Fixierung wird darin gesehen, daß die Frauen immer wieder Partnerbeziehungen zu ausländischen Männern suchen und sich um Beziehungen zu deutschen Männern nicht mehr bemühen. Auf die Frage, ob es in der Beziehung seiner Freundin zu ihm eine Rolle spiele, daß er Ausländer und schwarz sei, antwortete der angolanische Student:

"Das spielt eine große Rolle... Ich glaube, es gibt hier in Ostdeutschland und in Westdeutschland und in allen Ländern der Welt Mädchen, die ausländerabhängig sind. Wirklich, das gibt es überall in der Welt, und hier gibt es das auch; ich sage das, weil ich Erfahrungen habe. Ich kenne Mädchen, die, seit sie 18 Jahre alt waren, und sie sind jetzt 25, nur ausländische Freunde gehabt haben. Sie haben sie gewechselt usw., aber es waren immer wieder Ausländer."

Beobachtungen an westdeutschen Hochschulen sprechen für die Richtigkeit der Wahrnehmung, daß eine Sozialisation von Frauen in bestimmten Nationengruppen dazu führt, daß sie ihre Partner immer wieder in diesen Gruppen suchen oder finden. Ein weiterer Grund, eine deutsche Frau zu heiraten, der allerdings von den befragten Studierenden nicht für sie selbst, sondern nur für afrikanische Studenten in Westdeutschland angegeben wurde, ist die Tatsache, daß diese durch die Heirat mit einer Deutschen eine Aufenthaltsgenehmigung für die Bundesrepublik bekommen können.

Die offizielle Einstellung der DDR-Behörden zu afrikanisch-deutschen Partnerschaften war eher negativ, besonders wenn daraus die Heirat einer deutschen Frau mit einem Afrikaner und ein Antrag auf Ausreise resultierte. Das der DDR-Gesellschaft eigene hohe Abwehrpotential gegenüber Fremden äußerte sich in dem von den Studierenden vielfach kommentierten Mangel an Verständnis für kulturelle Differenzen, am Fehlen von Offenheit und Toleranz gegenüber anderen Lebensstilen und

in der Abwehr gegen Einblick in das familiäre und häusliche Alltagsleben durch Angehörige fremder Kulturen. Auf Seiten der Funktionsträger innerhalb und außerhalb des Universitätssystems kam eine geradezu paranoische Furcht vor Agenten, Spionage und Unterwanderung hinzu, was umgekehrt zu umfassender Kontrolle führte. Diese betraf selbst die intimsten Lebensbereiche, wie die Auswahl der Partnerinnen. Den Einfluß der Stasi sahen die Interviewpartner in zwei Richtungen: einmal die aktive Einschleusung von Frauen ins Ausländermilieu, die die Aufgabe hatten, die afrikanischen Studierenden zu bespitzeln, und zum anderen im Druck von FDJ und anderer Organisationen auf Frauen, die eine Partnerbeziehung zu einem Afrikaner hatten, diese zu beenden. Direkte Aussagen zu Stasi-Kontakten von deutschen Frauen wurden nur von zwei Studenten gemacht, und nur einer hat ein Beispiel beschrieben:

"Ich habe mich nach der Vereinigung mit einem Mädchen aus der DDR getroffen, einer Juristin. Sie hat mir gesagt...: 'Ich bin Dir sechs Monate gefolgt, im Auftrag der FDJ. Ich hatte kein Recht zu sagen, ich mache das nicht.' Bei der FDJ wird gesagt, also Du mußt... folgen, und wie sie das macht ist egal. Sie kann meine Freundin sein, oder Dich anders kennenlernen. Sie hat mir gesagt, 'ich habe auch viele Berichte über Dich geschrieben'. Dies Mädchen war eine sehr gute Freundin von mir... Ich habe gesagt, 'und was hast Du berichtet?' Und sie hat gesagt, 'alles, alles, wer in Dein Zimmer kommt, was Du redest, was Du machst und was Du ißt'."

Im Gruppengespräch in Leipzig wurde sowohl die Einschleusung von Frauen wie der Druck der SED, eine solche Beziehung zu beenden, diskutiert: "Einige von den deutschen weiblichen (Studenten), die Kontakt zu Ausländern hatten, waren gezielt (eingeschleust). Andere Kollegen von anderen Sektionen haben schon Probleme genug gehabt, weil sie mit bestimmten deutschen Mädchen geredet hatten. Was sie gesagt hatten, konnte später mal auf sie zurückgeführt werden."

Ein anderer Student:

"Ich glaube, beide Seiten hatten Schwierigkeiten gehabt. Die Studentinnen haben auch gewisse Angst gehabt. Es gibt Fälle, wo ein Mädchen mit einem Ausländer zusammen gewesen war, es kam bis zur Exmatrikulation... Die FDJ hat das wirklich geschafft. Wenn sie (die FDJ-Kontrollure) kamen, wir haben das bemerkt. Die erste, zweite Woche waren (die Mädchen) wirklich kontaktfreudig, gerade auch mit Afrikanern, auch aus Asien... Aber in der dritten Woche haben wir gemerkt, wie sie vorsichtig waren...."

Dieser Druck setzte sich angeblich bis in die Familien fort, besonders wenn die Eltern als Funktionäre direkt von der FDJ oder SED abhängig waren.

5.1.3. Belastung interkultureller Partnerbeziehungen durch Diskriminierung

Die Partnerbeziehungen zu einer deutschen Frau entwickeln eine andere Dynamik als die zu einer Frau aus dem eigenen Heimatland. In der Phase des Kennenlernens werden die Differenzen eher als positiv empfunden; die Studenten charakterisieren die deutschen Frauen als offener in ihren Wünschen und Zielen, und bereiter, diese potentiellen Partnern zu vermitteln. Da die Beziehung einer deutschen Frau zu einem afrikanischen Studenten von vielen Unsicherheiten belastet ist, ist anzunehmen, daß soziale Bedürfnisse wie gegenseitige Zuneigung, sexuelle Attraktion und gemeinsame Anschauungen und Interessen für sie im Vordergrund der Beziehung stehen. Das wird von den afrikanischen Studenten dankbar empfunden, und sie bewundern den Mut, das Durchhaltevermögen und die Unabhängigkeit von sozialen Vorurteilen, die sich im Bekenntnis zu einer Beziehung zu einem Afrikaner äußern. Offene rassistische Reaktionen waren während der DDR-Zeit seltener als heute, wo jedes deutsch-afrikanische Paar auf der Straße, in Kaufhallen, Gaststätten, Bahnhöfen usw., also im öffentlichen Raum, mehr oder weniger starken Aggressionen ausgesetzt ist. Die Diskriminierung ist gegenüber afrikanisch-deutschen Paaren sehr viel stärker als gegenüber allein auftretenden Afrikanern und richtet sich besonders gegen die deutschen Frauen. Da wir die deutschen Partnerinnen der Studenten im allgemeinen nicht interviewt haben, können wir allerdings nur eine direkte Aussage wiedergeben, in der eine deutsche Frau beschreibt, wie sich nach ihrer Sicht diese Diskriminierung auf die Partnerbeziehung auswirkt. Es ist zu vermuten, daß die ablehnende Haltung der Umwelt besonders die Partnerbeziehungen gefährdet, die ohnehin nicht sehr intensiv sind. Diejenigen Studenten, die zur Zeit des Interviews in einer festen Partnerbeziehung mit einer deutschen - in zwei Fällen auch einer russischen - Frau lebten, waren jedoch der Meinung, daß die Diskriminierung durch die Bevölkerung ihre Beziehung eher festige. Auf jeden Fall schränkt die Diskriminierung den Raum, in dem diese Beziehung gelebt werden kann, geographisch und sozial stark ein, im wesentlichen auf die Wohnung und die Universität. Die vorherrschende Strategie der afrika-

nisch-deutschen Paare gegenüber offen rassistischer Bedrohung scheint zu sein, gemeinsames Auftreten im von ihnen unkontrollierbaren öffentlichen Raum möglichst zu vermeiden und rassistische Äußerungen, sofern sie erfolgen, zu ignorieren. Das wird von einem senegalesisch-russischen Paar so beschrieben:

"Solange sie (die Russin) nicht mit mir zusammen ist, kann sie sich so frei bewegen, wie sie möchte. Aber wenn sie mit mir ist, dann muß sie viel verkraften. Die Leute gehen vorbei und sagen: 'Negernutte', 'du Schlampe'! Alle möglichen Dinge. Das muß sie alles einfach überhören. Mit ihr rausgehen mach ich nur, wenn es notwendig ist."

Auf die Frage an die Partnerin, ebenfalls Studentin, wie sie diese Diskriminierung empfinde, antwortete sie:

"Ich würde sagen, ich bin einfach daran gewöhnt. Ich versuche das zu überhören. Die Leute kann man nicht mehr ändern."

Beide waren der Meinung, daß sich ihre Beziehung dadurch nicht verändert habe. Von einem anderen Studenten wurde berichtet, daß seine Freundin jetzt keine Lust mehr habe, mit ihm auf die Straße zu gehen.

Im allgemeinen haben die afrikanisch-deutschen Paare das Gefühl, im studentischen Milieu keinen aktiven Diskriminierungen ausgesetzt zu sein. Diese konzentrieren sich auf öffentliche Plätze wie Bahnhöfe, die Eingangsbereiche von Kaufhallen usw, die Verkehrsmittel, und auf Gaststätten usw. Die meisten Paare wohnen in Studentenheimen, so daß die Diskriminierung im Wohngebiet eine Ausnahme ist. Ein Student, der mit seiner deutschen Partnerin in einem Randbezirk von Leipzig wohnt, erlebte die dortige Bevölkerung als "ordentlich und aufgeschlossen":

"... Wir leben zusammen in der Wohnung. Und das ist wirklich merkwürdig: In diesem Gebiet, wo wir zusammen wohnen ... ich bin der einzige Ausländer in diesem Wohngebiet und der einzige Schwarze dort. Und wir haben nie Probleme gehabt dort, niemand hat mich beleidigt und niemand meine Freundin. Sie haben eher soviel Respekt, besonders die alten Menschen, Frauen und Männer. Die sagen immer guten Tag, meine Freundin kann das bestätigen, die sind alle so freundlich. In der Kaufhalle, wo immer ich hingeh, alle sind freundlich." Hier könnte sich die soziale Regel bestätigen, daß persönliche Kontakte in einem überschaubaren sozialen Umfeld zu einer Erhöhung der Sympathiegefühle führen und gegenseitige Ängste mildern. Außerdem ist es denkbar, daß in diesem Wohngebiet diejenigen Gruppen, von denen rassistische Reaktionen am häufigsten ausgehen, rechtsradikale männliche Jugendli-

che, kaum vertreten sind. Auch dieser Student verneinte eine negative Auswirkung von Beleidigungen seiner Freundin, wie sie in der Stadt und am Bahnhof vorkämen, auf die Beziehung: "... Die wissen nicht, was für eine gute Beziehung wir haben, und wir lachen, lassen sie reden was sie wollen, und wir machen unseren Weg."

Die Einstellung der Eltern der Partnerin zur Beziehung ihrer Tochter zu einem afrikanischen Studenten spielt für diesen erst dann eine Rolle, wenn beide Partner eine dauerhafte Beziehung anstreben. Auf jeden Fall hat die Einstellung der Eltern in der DDR ein weitaus geringeren Einfluß auf die Beziehung, als sie es in Afrika haben würde, und einige Studenten haben mit Verwunderung bemerkt, wie wenig ihre Partnerinnen sich von der Einstellung ihrer Eltern gegenüber der Beziehung beeinflussen lassen. Sie sind in einer weitaus individualistischeren Kultur aufgewachsen als die afrikanischen Männer und haben eine relativ große Distanz zu den Vorbehalten ihrer Eltern. Deshalb setzen sie die Beziehung zu einem afrikanischen Studenten fort, selbst wenn ihre Eltern dagegen sind. Von den afrikanischen Studenten eher bedauert wird die Tatsache, daß in der Regel keine enge Beziehung zwischen ihnen selbst und den Eltern ihrer Partnerin zustande kommt, selbst wenn sie als Partner ihrer Tochter von diesen akzeptiert wurden, weil so ihre Einbindung in den sozialen und häuslichen Umkreis der Familie ihrer Partnerin begrenzt bleibt. Das wird ausdrücklich kontrastiert mit ihren Erwartungen für die Stellung ihrer Partnerin in Afrika, wo diese Mitglied einer Großfamilie werde und zu vielen Menschen in Kontakt treten müsse. Aktive Diskriminierung haben die Partner durch die Eltern ihrer Freundin im allgemeinen nicht erlebt, wohl deshalb, weil diese bei einer negativen Einstellung ihrer Eltern die Auseinandersetzung selbständig führt und ihren Partner von Konflikten abschirmt. Deshalb wurde von den Studenten, die eine Dauerbeziehung zu einer deutschen Frau hatten, die Einstellung der Eltern weniger als aktiv belastendes Problem denn als Teil der allgemein skeptischen bis ablehnenden Haltung der Umwelt gesehen. Dabei schwingt in den Aussagen der Studenten ein gewisses Verständnis für die Haltung der Eltern der Partnerin mit.

"Ich weiß z.B. von einem Mädchen, meine Freundin, damit sie ihrer Schwester sagen konnte, daß sie einen schwarzen Freund hat, mußte sie erst mal weinen, damit ihre Schwester Mitleid hat. Es ist wirklich nicht leicht."

"Ich war auch bei ihr zu Hause. Zu ihrer Mutter habe ich sehr guten Kontakt, aber ihr Vater ist ein bißchen ablehnend, das kann ich auch

verstehen."

"Ich bin noch nicht zu einem Empfang (bei den Eltern) gewesen. Sie hat mir gesagt, meine Eltern sind nicht für Ausländer, aber für mich persönlich, mir ist das egal."

"Ich hatte verschiedene Freundinnen, aber bis jetzt ist das (Ablehnung durch die Eltern) kein Problem gewesen. Nur bei einer habe ich die Eltern kennengelernt... Ich habe das gar nicht versucht. Das eine Mal mit den Eltern, das war gut. Aber das Problem gibt es bei uns auch."

"Wenn die Eltern nicht so sehr sind für Afrikaner, hier in Europa können die Eltern (sagen), was sie wollen, sie macht trotzdem, was sie will. Aber ich finde das nicht so interessant. Bei uns zu Hause ist das nicht so: Wenn die Eltern sagen, Du sollst dieses Mädchen nicht heiraten, muß das Kind unbedingt gehorchen, sonst gibt es Ärger in Zukunft, aber hier in Europa ist das ganz anders. Wenn sie sagen, ich will so was machen, egal, was meine Eltern sagen, ich finde das nicht so interessant. Wenn die Eltern sagen: Ich will das nicht, sie müßten das so einfach verstehen."

In der letzten Aussage wird die Ambivalenz der Einstellung auch anderer Afrikaner zur größeren individuellen Entscheidungsfreiheit der Frau deutlich: einerseits macht sie die Beziehung zu einem Afrikaner in manchen Fällen erst möglich, andererseits widerspricht sie der afrikanischen Familientradition und Autoritätshierarchie gerade im Hinblick auf die Frau und macht deutlich, daß deutsche Frauen im Gegensatz zu afrikanischen Frauen auch gegenüber ihrem Partner einen sehr viel größeren individuellen Entscheidungsfreiraum beanspruchen.

5.1.4. Die interne Dynamik der Beziehungen zwischen afrikanischen Studenten und ihren deutschen Partnerinnen

In den sexuellen Beziehungen zwischen afrikanischen Männern und deutschen Frauen wurden kaum Probleme gesehen, wohl deshalb, weil sie, wenn vorhanden, zum Abbruch der Beziehungen führen⁴⁸. Die Studenten sind dennoch überzeugt davon, daß in einer Beziehung zu einer deutschen Frau ganz andere Probleme auftauchen als in der zu einer Afrikanerin. Sie sind auch einhellig der Meinung, daß die Ursache die-

48 Allerdings wurde dieser Bereich auch von den Interviewern nicht systematisch angesprochen.

ser anders gearteten Dynamik die Tatsache sei, daß die deutsche Frau aus einer Kultur stamme, in der die Geschlechter weitgehend gleichberechtigt seien und Frauen wie Männer ihre Partner frei wählen und die Beziehungen nach Belieben wieder abbrechen könnten. Die deutschen Frauen erwarten eine monogame Beziehung und sind bereit sie abzubauen, wenn sie enttäuscht werden. Das generelle Fazit der afrikanischen Studenten im Hinblick auf die Unterschiede zwischen einer afrikanischen und einer deutschen Partnerin könnte man so zusammenfassen, daß eine deutsche Frau weitaus höhere Forderungen an den Mann stellt, aber auch bereit ist, selbst viel in die Beziehung zu investieren. In der Phase des Kennenlernens der Partner verhalten sich deutsche Frauen angeblich aktiver als afrikanische. Sie gehen auch ohne Begleitung in die Discothek, den bevorzugten Ort des Kennenlernens, und zeigen afrikanischen Männern, wenn sie ihnen gefallen. In diesem Fall reagieren sie positiv auf die Werbung des zukünftigen Partners und sind relativ schnell bereit, auch sexuelle Beziehungen aufzunehmen. Diese werden, im Gegensatz zu den Erwartungen afrikanischer Frauen, nicht von vornherein an eine Dauerbeziehung geknüpft. Diese Offenheit und Individualität der Entscheidung, die nicht dem Status als verheiratete Frau, sondern dem Partner als Individuum gilt, wird von den afrikanischen Männern positiv gesehen. In den Worten des angolanischen Studenten ausgedrückt:

"... Wenn ein deutsches Mädchen Kontakt mit einem Ausländer hat und gemerkt hat, daß alles, was sie damals gehört hat, falsch ist, dann ist sie wirklich richtig verliebt, besser als ein schwarzes Mädchen. Und der große Unterschied zu einem schwarzen Mädchen, angenommen einer Angolanerin, aber das ist fast in ganz Schwarz-Afrika so, von Südafrika bis zu Libyen, Marokko, daß das deutsche Mädchen offener ist. Du fühlst bei einem deutschen Mädchen eher, daß sie dich liebt als bei einem schwarzen Mädchen." Dieser Student führte aus, daß bei einer afrikanischen Frau das Werbungsverhalten einem strengen Kodex folge, der ihr vorschreibe, wann sie einen Mann zum erstenmal küssen dürfe und wie lange es dauern müsse, bis darauf der erste sexuelle Verkehr erfolge. Eine deutsche Frau könne, wenn sie wolle, auch am ersten Tag sexuellen Kontakten zustimmen, und ebenso schnell würde sie die Beziehung abbrechen. Daraus ergibt sich, daß der afrikanische Student seiner Freundin nie ganz sicher sein kann, und eigentlich erst, wenn die Frau bereit ist, mit ihm in sein Heimatland zurückzukehren, sieht er ihr Bekenntnis zu der Bindung als dauerhaft an. Der Wahlfreiheit der Frau entspricht allerdings eine mindestens ebenso große Wahlfreiheit des

Mannes; von den afrikanischen Studenten wurde jedoch verständlicherweise stärker das Problem mangelnder Treue der deutschen Frauen thematisiert. Tatsächlich dürften Zweifel an der Exklusivität der Beziehung auch von Seiten der deutschen Frauen nicht ganz unbegründet sein, denn die meisten afrikanischen Studenten stammen aus polygamen Kulturen, und Monogamie hat als Forderung an den Mann in Afrika keine traditionale Basis. Soweit sie sich dazu geäußert haben, versicherten die Studenten jedoch, die Forderung monogamer Beziehungen zu akzeptieren. Sie verwiesen darauf, daß sich auch in Afrika die Traditionen geändert hätten und auch eine afrikanische Frau heute eine Nebenfrau nicht mehr akzeptieren würde. Mehrere Befragte stammten jedoch selbst aus polygamen Familien, und der entscheidende Test für diese Auffassung kommt jedoch zweifellos erst dann, wenn die afrikanischen Studenten mit ihren deutschen Frauen in ihrer Heimat zurückkehren, wo polygame Beziehungen auch dort, wo sie nicht offiziell gestattet sind, inoffiziell weit verbreitet sind und nach wie vor unterschiedliche Standards für Männer und Frauen gelten. Allerdings sind sie sich darüber klar, daß ihre Partnerin eine polygame Beziehung nicht akzeptieren würde. Das gilt in der Regel auch für eine nichtlegalisierte Beziehung zu einer afrikanischen Frau im Sinne der "Freundin". Auch in diesem Fall gilt, wie das von dem Studenten aus Guinea-Bissau ausgedrückt wurde, daß die Frau diese Beziehungen nicht zu akzeptieren braucht, weil sie eine gute Ausbildung hat und immer die Möglichkeit hat, nach Deutschland zurückzukehren. Ihr afrikanischer Partner jedoch müßte als Verursacher einer Situation, die Schande über die Familie gebracht hat, in dieser Familie weiterleben und würde als der Schuldige den Vorwürfen seiner Eltern ausgesetzt sein. Das ist zwar keine Garantie gegen das in allen Kulturen weitverbreitete Modell der offiziellen Ehefrau und der inoffiziellen Freundin, aber zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt wird diese Vermutung von den afrikanischen Studenten entschieden zurückgewiesen.

Größere Anpassungsprobleme hatten die Studenten hinsichtlich des Zeigens von Gefühlen und zärtlichem Verhalten in der Öffentlichkeit. Sie sind der Meinung, daß die deutschen Frauen verglichen mit Afrikanerinnen ihre Gefühle öffentlich zeigen und dies auch von ihrem Partner erwarten. Das bereitet einigen Studenten Schwierigkeiten. Sie werden von einem tansanischen Studenten so ausgedrückt:

"... In Afrika gibt es keine Zärtlichkeiten auf der Straße und so, und hier in Deutschland erwarten die Frauen, daß die Männer ihre Hand

halten und sie küssen auf der Straße. Aber Handhalten würde ich machen, aber sonst vor Publikum kann ich nicht küssen."

Und auf die Frage, ob er schon darüber Auseinandersetzungen mit seiner Freundin gehabt habe: "Ja, wir haben schon Auseinandersetzungen gehabt, aber das ist noch im Toleranzbereich. Ich meine, es muß irgendwie ein Kompromiß von ihrer Seite und von meiner Seite zwischen zwei Menschen geben."

Im großen und ganzen wurden die Beziehungen als harmonisch geschildert, und die afrikanischen Studenten waren der Meinung, sie hätten sich ihren deutschen Freundinnen weitgehend angepaßt.

Relativ intensiv wurde in den mündlichen Interviews die häusliche Arbeitsteilung zwischen den afrikanischen Studenten und ihren deutschen Partnerinnen diskutiert. Diese verhalten sich nach Meinung der Befragten "feministischer" als afrikanische Frauen und fordern die Mithilfe des Mannes im Haushalt. Das gilt vor allem im studentischen Milieu, aus dem die Mehrheit der Partnerinnen stammt. Schon die Ähnlichkeit der Tätigkeit beider Partner ermöglicht der deutschen Frau eine weitgehende Kontrolle über die Zeitverwendung des Mannes und gibt ihrer Forderung nach Arbeitsteilung oder ganz allgemein gemeinsamer Freizeitgestaltung eine reale Basis. Auch in dieser Hinsicht erkennen sie die Berechtigung der Forderungen an, zumal beide Partner als Studenten in der gleichen Situation seien, was ihre verfügbare Zeit angehe. Von einem Studenten aus Guinea-Bissau wird auch die Gleichheit des Ausbildungsniveau zwischen Mann und Frau ins Spiel gebracht:

"Ja, erstmal sind die Frauen hier genauso wie wir gebildet. Ja und deshalb besteht keine Angst, und dort fürchten die Frauen um ihren Platz... Sie denken immer, der könnte mich eines Tages verlassen, weil er sicher ist, er hat einen Arbeitsplatz, er ist gebildet, er könnte von anderen Frauen auch geliebt werden, sich verlieben, usw... Aber hier, die Bedingungen sind ganz anders. Hier sind die Frauen in der Lage und haben das Recht auch, höhere Anforderungen an die Männer zu stellen und tun das auch."

Dieser selbe Student bekennt jedoch auch, daß ihm die Ansprüche deutscher Frauen unbequem seien. Die Forderung deutscher Frauen an ihre Partner, die Hausarbeit zu teilen, stoßen auf besonders großen emotionalen und sozialen Widerstand bei diesen, da Hausarbeit in Afrika in spezifischer Weise Zeichen einer untergeordneten Position ist, und es bedarf eines relativ großen Selbsterziehungs- und Umdenkungsprozesses bei den Studenten, bis sie in der Lage sind, diese Forderung nicht nur

rational, sondern auch emotional zu akzeptieren und in die Tat umzusetzen. In den Aussagen dazu klingt denn auch berechtigter Stolz auf die eigene Lernfähigkeit an, wie in den folgenden Zitaten deutlich wird:

"Doch, das gefällt mir, daß wir auch dazulernen. Ich habe schon vieles gelernt, ich werde schon wissen, wie ich mich zu verhalten habe später mit meiner Frau zu Hause, wenn ich eine kriege."

Ein Student aus Tansania sagte zur Frage der Teilung der Hausarbeit:

"Nein, wir haben diese Probleme nicht, ich meine, ich weiß, daß wir beide Studenten sind, und daß wir beide verantwortlich sind. Manchmal koche ich, manchmal wasche ich, und das gefällt ihr und das gefällt mir auch. Ich glaube, jeder kann das mal machen."

Der Widerstand im Heimatland gegen eine afrikanisch-deutsche Partnerschaft wurde als sehr viel geringer eingeschätzt als der Widerstand in Deutschland. Es scheint jedoch, daß sich die islamischen Studenten einer Partnerbindung mit einer deutschen Frau gegenüber etwas zurückhaltender verhalten als die christlichen oder animistischen. Eine Ursache dafür könnte sein, daß in fundamentalistischen oder sehr traditionellen Familien einer Ehe mit einer Deutschen besonders starke Widerstände entgegenstehen und diese von den Studenten antizipiert werden, so von einem somalischen Studenten, der auf die Frage nach der Einstellung deutscher Eltern zu einem afrikanischen Freund ihrer Tochter zwar Widerstand voraussah, aber meinte, das gebe es auch in Somalia:

"Mit meinen Eltern, wenn ich eine Freundin herschaffe, die wollen auch keine Deutsche haben, die wollen keine Ausländerin, die ich heirate."

Frage: "Und das würden Sie dann auch nicht tun?" Antwort: "Ich werde das tun, was meine Familie für richtig hält."

Von den übrigen Studenten wurden zwar mancherlei Probleme in der Beziehung gesehen, von einer prinzipiellen Abneigung der Eltern wurde jedoch nicht gesprochen.

Obwohl einige Paare beschlossen haben, ihre Partnerbeziehung auch im Heimatland des Studenten fortzusetzen, sehen alle afrikanischen Studenten dem Eintreten dieses Tests auf die Haltbarkeit ihrer Beziehung mit einiger Sorge entgegen. Sie erwarten, daß ihre Partnerin, zumindest in den ersten Monaten, beträchtliche Anpassungsprobleme haben wird, und daß nicht sicher ist, ob sie gewillt und in der Lage sein wird, diese Anpassungsleistungen zu erbringen. Deutlich abweichendes Verhalten von den kulturellen Erwartungen im Heimatland werde jedoch nicht ohne Rückwirkungen auf die Beziehungen bleiben. Entweder werde die

Partnerschaft darüber zerbrechen, oder der afrikanische Partner werde in starke Konflikte mit seiner Umgebung, besonders seiner Familie kommen, und auch das werde Rückwirkungen auf die Beziehungen zur Partnerin haben. Deshalb sprechen alle Studenten von einer Phase der Vorbereitung auf das gemeinsame Leben im Heimatland des Studenten schon hier in Deutschland, und von einer Phase der Prüfung, in der die Partnerin die endgültige Entscheidung treffen solle, ob sie die Verbindung auch im Heimatland aufrechterhalten wolle. Alle Studenten sind sich zwar bewußt, daß ihre Partnerin in ihrem Heimatland beträchtlichen Rollenkonflikten ausgesetzt sein wird, wenn sie, aus einer individualistischen Kultur mit weitgehender Gleichberechtigung der Frau kommend, sich in eine Familie eingliedern muß, in der ein beträchtliches Autoritätsgefälle zwischen Mann und Frau und Jung und Alt herrscht, daß sie zwingen wird, sich weitgehend den Wünschen der Eltern des Ehemannes anzupassen und sich religiösen und kulturellen Normen unterzuordnen, die von ihr emotional und rational nicht bejaht werden können, da sie den Normen ihres Herkunftslandes widersprechen. Diese Probleme werden von den Studenten besonders in folgenden Bereichen gesehen: Freizügigkeit in der Selbstdarstellung hinsichtlich Kleidung und Partnerverhalten, Minderung der Ansprüche an Zeit und Aufmerksamkeit ihres Gatten und die Gewöhnung an ein bedeutend niedrigeres Niveau zivilisatorischen Komforts.

Die Befürchtungen der afrikanischen Studenten im Hinblick auf die hohen Anforderungen, die ihrer Partnerin durch den Wechsel in sein Heimatland abverlangt werden, werden mit den Erfahrungen von befreundeten afrikanisch-deutschen Paaren begründet und werden von den Studenten auch sehr luzide dargestellt. Zu freizügige Selbstdarstellung im Hinblick auf Kleidung und Verhalten wird von den afrikanischen Studenten vor allem im Hinblick auf ihre Eltern gefürchtet. Sie würden dann vermuten, daß ihr Sohn seine Frau nicht kontrollieren kann, und das würde wiederum ihre eigene Position in der weiteren Familie und sozialen Umgebung gefährden. Fehlverhalten der Schwiegertochter wäre ein Anlaß zu Scham für ihren Gatten und dessen Eltern. Dabei ist es den Studenten klar, daß diese Zusammenhänge ihren deutschen Partnerinnen nur schwer zu vermitteln sind. Das daraus folgende Dilemma beschreibt der angolische Student so:

"... Wenn meine Freundin mit mir nach Hause fährt, und sie läuft von einer Ecke der Straße zur anderen mit einem sehr kurzen Rock, kann es sein, daß sich mein Vater schämen muß, so daß er nicht mehr auf die

Straße gehen kann. Wenn ein Mädchen mit zu uns kommt, muß sie wirklich sehr vorsichtig sein, und wir machen ihr manchmal Vorschriften, wie sie sich verhalten soll. Die Frau denkt dann, daß man sie unterdrückt, aber das ist es nicht, man will nur warnen, daß sie vorsichtig sein soll."

Sollte die Frau diese Einengung ihrer persönlichen Freiheit unerträglich finden, kann sie die Beziehung abbrechen und wieder nach Hause fahren. Das wäre in gesteigertem Maße ein Anlaß zur Scham:

"... Man kann ein deutsches Mädchen heiraten, aber man hat immer Angst, daß sie, wenn sie nach Hause fährt, die Beziehung abbricht... Und das ist eine große Schande für Dich. Du kannst Deine Eltern nicht mehr angucken."

Das Problem der Verhaltensvorschriften ist deshalb so brisant für die Partnerbeziehung, weil von der deutschen Frau aus gesehen ihr Partner hinsichtlich der Durchsetzung von Normen und Verhaltenserwartungen, die ihr nicht einsichtig oder übertrieben scheinen, in der Regel auf der Seite seiner Familie steht. Das kann in einer Situation der Unsicherheit und des Verlustes der gewohnten Umgebung bei der Frau zu einer Entfremdung von ihrem Partner führen. Dieser paßt sich, in seine familiäre Umwelt zurückgekehrt, dem Rhythmus des familiären und sozialen Lebens wieder an, den er in der DDR bitter vermißt hat. Dieser Rhythmus baut auf einer Vielzahl von sozialen Kontakten auf, die die Zeit, die er allein mit seiner Frau verbringt, mindern. Auch die strengere geschlechtspezifische Rollendifferenzierung in der afrikanischen (Groß)familie trägt dazu bei, daß der Verkehrskreis der Ehefrau sich stark auf die Frauen in der Familie des Mannes zu konzentrieren hat, während ihr Mann sich im Kreis der Männer bewegt. Das kann zu einer starken emotionalen Isolierung der Frau führen, da der Lebenskreis der Frauen in der afrikanischen traditionellen Familie beschränkter ist als der der Männer und diese über weniger internationale Sprachen und Kenntnis des Lebens außerhalb Afrikas verfügen als die Männer. Die Tatsache, daß man in Afrika ein offenes Haus führt und Gäste jederzeit willkommen sind, während afrikanisch-deutsche Paare in der DDR, gerade auch in einer sie diskriminierenden Umgebung, zwangsläufig stark aufeinander angewiesen waren, wird von allen Studenten mit einer Dauerbeziehung als Problem gesehen, aber sie möchten auf diese Art von Geselligkeit nicht verzichten. Ein Student aus Senegal drückt das so aus:

"Nein, ein Leben auf europäische Art lehne ich ab, das kann ich auf keinen Fall führen... Egal wo ich lebe, egal, wie ich lebe, ist jeder Be-

kannte, jeder Verwandte bei mir willkommen. Ich werde nie meine Tür zumachen, wenn ein Verwandter dasteht um zwölf Uhr in der Nacht und klopft: Das werde ich nie tun, und das weiß er auch selbst."

Ähnlich drückt das ein sudanesischer Student aus:

"Es ist so zu Hause, wenn Besuch da ist, er ist der Besuch. Was will er haben? Wir teilen. Bei den Deutschen ist es anders, man muß erst einmal telefonieren, Termin machen. Ich habe meiner Freundin gesagt: 'Wir sind so zu Hause, wenn ich nicht zu Hause bin, es kommt Besuch: Was sie hat soll sie ausgeben'."

Dieser Student spricht auch das Problem der Einsamkeit seiner Frau in der Frauengesellschaft an: "Nicht jeder kann Englisch reden dort bei uns oder Deutsch. Es gibt so wenig ausgebildete Leute, die meisten reden afrikanische Sprachen. Das kann sie nicht. Die haben auch Bedürfnis, mit ihr zu reden, aber das geht einfach nicht, die Sprache fehlt, ein Mittel. Das wird auch ein Problem für mich sein: Sie wird einsam sein. Für unsere Leute ist das auch schlimm, die wollen sie auch kennenlernen, indem sie mit ihr sprechen können ohne mich dabei, Frauen unter sich. Wenn meine Frau bereit ist, unsere Sprache zu lernen, dann ist das okay."

Ein weiteres Problem sieht dieser sudanesischer Student in den finanziellen Ansprüchen der Großfamilie an ihn, wenn er als Doktor in die Heimat zurückkommt. Auch darauf müsse seine Frau sich einstellen, daß er seinen Verdienst mit anderen teilen müsse, zumindest mit alten Menschen aus seiner Familie. Der angolische Student ist überzeugt, daß er mindestens ein Jahr brauchen werde, um seine Freundin auf das Leben in Angola vorzubereiten, und er hat sich schon einen detaillierten Plan zurechtgelegt, der ihr erste Einblicke in das soziale Leben in Angola vermitteln soll: "Ja, sie soll diese kleine Menge von Schwarzen hier kennenlernen, damit sie mit den Millionen dort leben kann. Ich will zu ihr sagen: Du siehst, wenn ich Besuch habe, dann kommen sechs oder sieben Kumpels, sie unterhalten sich den ganzen Nachmittag lang, trinken; sie trinkt nicht gern, wir trinken und ich koche für sie usw. Das sind nur sechs Leute, aber bei mir zu Hause sind viele Millionen, und sie muß mit den Mio. umgehen können. Und wenn ich denke, es ist schon so weit, dann fliegen wir."

Und zum Leben in der Großfamilie:

"In meinem Haus wird sie vielleicht zehn Leute treffen, die in der Wohnung leben. Und ich kann auch bis jetzt noch nicht nur mit drei Leuten leben, das ist mir langweilig, ehrlich gesagt. Und meine Mutter fühlt sich auch langweilig, wenn sie nur so allein lebt, zehn Leute ist für sie

ganz gut."

Verglichen mit den Problemen, die die Studenten im Hinblick auf die Einordnung in die Großfamilie erwarten, sind ihre Befürchtungen im Hinblick auf den Unterschied im zivilisatorischen Standard offenbar gering, denn nur ein einziger Student hat diese Probleme erwähnt. Das liegt vielleicht daran, daß der Standard des studentischen Lebens in der ehemaligen DDR ebenfalls sehr bescheiden war, und einige afrikanische Studierende der Meinung waren, ihr Lebensstandard zu Hause sei sogar höher gewesen, z.B. im Hinblick auf den Wohnkomfort. Nur der sudanesishe Student erwähnte, daß er zu Hause ökonomische Schwierigkeiten erwarte, und daß er mit seiner Frau dort nicht so leben werde wie hier, drei Mahlzeiten am Tag, Fernsehen, Transport. Aber durch gemeinsame Arbeit würden sie diese Schwierigkeiten überwinden.

Während die Anpassungsprobleme ihrer Partnerin und deren Einfluß auf die Beziehung von den afrikanischen Studenten intensiv diskutiert worden sind, haben sie ihre eigene Rolle in diesem Prozeß weniger reflektiert. Es ist ihnen zwar bewußt, daß sie von ihrer sozialen Umwelt für das richtige Verhalten ihrer Partnerin verantwortlich gemacht werden und daß ihr Fehlverhalten auf sie selbst zurückfallen wird. Sie sehen auch, daß sie selbst, zumindest zunächst, der eigentliche Bezugspunkt für ihre Partnerin im fremden Land sein werden, und daß sie alles tun müssen, um ihr die Anpassung zu erleichtern. Das ihnen vorschwebende Modell ist jedoch im allgemeinen das einer Anpassung der Partnerin an die Heimatkultur ihres Mannes. Die umgekehrte Anpassung der Eltern und sonstigen Bezugspersonen des Mannes an die Herkunftskultur der Frau scheint ihnen offenbar ausgeschlossen, weil gar nicht als Möglichkeit erwähnt. Sie selbst werden sich in dieser Konstellation in einer außerordentlich konflikträchtigen Zwischenposition zwischen der Herkunftskultur ihrer Partnerin und ihrer eigenen Kultur befinden, und das ist für die meisten Anlaß zu Sorge. Tatsächlich wird die Frau zunächst bei ihrem Ehemann die gleichberechtigte oder gar führende Stellung einklagen, die in der DDR für die Partnerinnen afrikanischer Studenten selbstverständlich war, und sie wird das gewohnte Maß von Gleichberechtigung so weit wie möglich zu erhalten versuchen. Ausdrücklich hat sich nur ein sudanesischer Student zu einer gleichberechtigten Rolle seiner Partnerin in Afrika bekannt, der sagte, er wolle auch nach seiner Rückkehr so leben wie jetzt in der DDR:

"Ich werde nicht mehr als der Patriarch, als der afrikanische Mann im

Hause auftreten. Ich will, daß auch meine Frau, in allen Dingen, die das gemeinsame Leben betreffen, auch das Jawort haben muß. Sie muß ihre Meinung sagen... Ich will nicht mehr mit einer afrikanischen Frau leben, die immer ja sagt, 'was Du sagst, mein Mann, das ist korrekt', das will ich auch nicht. Das kommt dadurch, wenn man hier gelebt hat und hat das Leben hier gesehen, in der Praxis jetzt mit meiner Verlobten, so leben wir. Das finde ich toll, zusammen Haushalt machen... Wenn wir Kinder haben, ich muß auch Windeln hier wechseln, das ist ganz normal."

Ein ghanesischer Student bejahte zumindest in Deutschland eine gleichberechtigte Rollenverteilung. In Afrika arbeiteten die Frauen zwar auch im Büro, mußten aber außerdem die ganze Hausarbeit machen, während in Deutschland alles geteilt sei. Der Mann koche wie die Frau und müsse auch mit den Kindern spazierengehen. Auf die Frage, ob es ihm schwerfalle, sich an so etwas zu gewöhnen, antwortete er:

"Eigentlich nicht, weil es hier so ist. Vielleicht lerne ich hier eine afrikanische Frau kennen, da würde das so gehen, weil das hier so ganz normal ist."

Er ließ offen, ob er das Modell auch für Ghana akzeptiere. Wieweit sich das Modell der Gleichberechtigung, wie es sich in der DDR offenbar relativ weitgehend unter afrikanisch-deutschen Partnern eingespielt hat, unter dem Druck des Herkunftsmilieus erhalten werden kann, wird davon abhängen, wieweit die afrikanischen Männer es nicht nur gezwungenermaßen, sondern aus innerer Überzeugung realisiert haben, und wieweit sie sich dem Druck ihres Herkunftsmilieus widersetzen können.

5.2. Die Partnerbeziehungen der afrikanischen Studentinnen

5.2.1. Beziehungen zu einem Partner aus dem Heimatland

Die Frage der Partnerbeziehungen stellte sich für die afrikanischen Frauen anders dar als für die Männer, weil die meisten Frauen einen Partner aus dem Heimatland hatten. Aber es gibt darüberhinaus auch grundsätzliche Unterschiede, die sich aus der unterschiedlichen Definition der Rollen von Frau und Mann im Heimatland und den anders gearteten Eckpunkten des weiblichen Lebenslaufs ergeben. In der nicht sehr umfangreichen Literatur zu Problemen der Studierenden aus Entwicklungsländern in der DDR werden die Probleme der ausländischen Studentinnen ebenso vernachlässigt wie in den Untersuchungen, die sich

auf die Verhältnisse in der alten Bundesrepublik beziehen. Uns ist keine veröffentlichte Untersuchung aus der DDR bekannt, die sich ausschließlich mit Problemen weiblicher ausländischer Studierender beschäftigt⁴⁹. In den uns bekannten Darstellungen der Probleme des Auslandsstudiums in der ehemaligen DDR wird nicht nach Geschlechtern differenziert; implizit wird jedoch meist vom männlichen Studenten als Prototyp des ausländischen Studierenden ausgegangen. In der Bundesrepublik sieht es nicht grundsätzlich besser aus; es gibt zwar insgesamt mehr empirische Untersuchungen und zusammenfassende Darstellungen der Probleme des Auslandsstudiums, und es gibt eine Reihe von Beiträgen, in denen persönliche Berichte männlicher und weiblicher Studierender über ihre Studienzeit in der Bundesrepublik Deutschland gesammelt werden, uns ist jedoch nur eine, bisher unveröffentlichte Untersuchung bekannt, die sich nur mit den Problemen ausländischer Studentinnen aus Entwicklungsländern in der Bundesrepublik beschäftigt⁵⁰. Einige Autoren, die mit standardisierten und offenen Interviews gearbeitet haben, haben weibliche Studierende ausdrücklich ausgeschlossen. Die Begründung für das geringe Interesse der männlichen Forscher an den Problemen weiblicher ausländischer Studierender ist in der Regel die Tatsache, daß es sich dabei um eine kleine Minderheit handle; es ist jedoch zu vermuten, daß diese Minderheit auch weniger interessant erschien.

Mit dem Problem der kleinen Minderheit waren auch wir konfrontiert, und auch unsere Daten reichen für eine Differenzierung der Ergebnisse nach Sprachgebieten, Regionen oder einzelnen Ländern nicht aus. Besonders die offenen Interviews mit afrikanischen Studentinnen haben uns mit ganz unterschiedlichen Persönlichkeiten bekannt gemacht, die schon im Heimatland unterschiedliche Definitionen der Frauenrolle erfahren hatten und zudem unterschiedliche persönliche Lebenspläne entwickelt

49 Der Grund dafür mag die Inexistenz solcher Studien sein, aber auch, sollte es solche geben, die Schwierigkeit in der gegenwärtigen Umbruchsituation, Kenntnis von ihnen zu erhalten.

50 Von Mitarbeiterinnen des Projekts haben wir erfahren, daß das Ministerium für Wissenschaft von Nordrhein-Westfalen eine sehr aufwendige und umfangreiche, auf persönlichen Interviews mit ausländischen Studentinnen beruhende Untersuchung durchgeführt hat, es ist uns jedoch bisher nicht gelungen, Zugang zu dem bisher unveröffentlichten Projektbericht zu bekommen, obwohl das Projekt in einigen Publikationen erwähnt wird, z.B. in einigen Heften der Zeitschrift "Auszeit", herausgegeben vom World University Service, Wiesbaden.

hatten. Diese hingen sehr stark davon ab, ob sie aus einer ländlichen oder städtischen Familie stammten, im Heimatland schon außerhalb ihrer Herkunftsfamilie gelebt hatten, aus einer eher westlich-laizistisch orientierten oder streng islamischen Familie stammten, und ob sie von einem sozialistischen Schulsystem mit kollektivistischer, am sowjetischen Vorbild orientierter Ideologie mit geringer Betonung von Geschlechtsunterschieden oder einem Schulsystem geprägt waren, in dem die traditionelle Frauenrolle perpetuiert wurde. Diese Unterschiede werden in den Interviews deutlich, ließen sich aber nicht quantifizieren und waren zudem schwer von ganz individuellen Reaktionen auf die Gegebenheiten des Studiums in der DDR zu trennen.

Die afrikanischen Studentinnen befinden sich in derselben Situation der 'doppelten Vergesellschaftung' wie deutsche Frauen, das heißt auch von ihnen wird erwartet; daß sie nach ihrem Studium einen Beruf ausüben und gleichzeitig lastet auf ihnen die Verantwortung für ihre künftige Familie. Sie müssen sich neben dem Beruf um Kinder, Schule, Verwandte und die Organisation des Haushalts kümmern und sind damit, besonders in der katastrophalen wirtschaftlichen Situation ihrer Heimatländer, stark belastet, selbst wenn sie häufiger als deutsche Frauen auf die Mithilfe von Angestellten oder Familienangehörigen zählen können. Auch die Reaktionsweisen der Afrikanerinnen auf diese Situation sind ähnlich wie die der deutschen Frauen, nur zahlenmäßig etwas anders verteilt: entweder sie orientieren sich an der traditionellen afrikanischen Frauenrolle, haben eine Partnerbeziehung zu einem Mann aus dem Heimatland, der entweder auch in der DDR studiert oder sich im Heimatland befindet und erwarten, nach dem Studium schnell ins Heimatland zurückzukehren. Eine tansanische Studentin, die das Interview in Gegenwart ihrer in Berlin zu Besuch weilenden Mutter führte, wollte eine Bindung an einen deutschen Mann zwar nicht prinzipiell ausschließen, plante aber, sich nach ihrer Rückkehr in ihr Heimatland mit einem Tansanier zu verheiraten, und ein tansanischer Studienkollege teilte mit, daß ihre Familie schon einen Ehemann für sie ausgesucht habe. Auch andere Studentinnen erwarteten, sich nach ihrer Rückkehr zu verheiraten; sie hatten zwar noch keinen festen Partner, wollten aber trotzdem keine Interimsbeziehung eingehen. Eine strenggläubige moslemische Studentin aus dem Sudan erklärte, daß sie sich nach ihrer Rückkehr einen Ehemann aussuchen werde und sexuelle Beziehungen vor der Ehe ablehne. Sie werde deshalb in der DDR weder eine Bindung zu einem deutschen noch zu einem sudanesischen Mann eingehen.

Auch die eher familienorientierten Studentinnen versuchen, Beruf und Familie miteinander zu verbinden, aber für sie hat die Familie Priorität, sollte es zu Konflikten zwischen Berufs- und Familienpflichten kommen. Diese Option impliziert, daß sie sich während ihrer Studienzeit nicht so weit von ihrer Herkunftskultur entfernen, daß sie nicht in der Lage wären, in Afrika die für ihre soziale Schicht typische Frauenrolle auszufüllen. Es wird von ihnen Zurückhaltung gegenüber sexuellen Interimsbeziehungen erwartet, denn die sexuellen Normen in vielen afrikanischen Heimatländern der Studentinnen schreiben ihnen trotz ihres privilegierten Status vor, daß sie auch als Frau, die im Ausland studiert, sexuelle Beziehungen nur zu einem festen Partner, normalerweise einem Landsmann, unterhalten. Die Aufnahme sexueller Beziehungen zu Deutschen, die nicht zu einer Ehe führen, wird eher negativ bewertet und mindert den Ruf der Frau als seriöse potentielle Ehefrau. Dieser Vorgabe stimmten die meisten weiblichen afrikanischen Studierenden zu, denn in der standardisierten Befragung bejahte keine Frau, die Verbindung einer afrikanischen Frau mit einem deutschen Mann werde von Afrikanern gern gesehen. In den persönlichen Interviews wurde stärker von diesen Studentinnen selbst betont, daß sie eine flüchtige Beziehung zu einem deutschen Partner ablehnten und zudem schon einen festen Partner hätten oder haben würden. Die Mehrheit der Studentinnen war bereit, längere Wartezeiten bis zur Heirat in Kauf zu nehmen, wenn ihr Partner sich im Heimatland befand. So waren auch die Studentinnen, die noch unverheiratet waren, zumindest potentiell im Heimatland gebunden. Das minderte ihr Interesse an Intimbeziehungen zu deutschen Männern und machte sie risikoreicher, denn sie könnten von ihren Landsleuten als Abkehr vom afrikanischen Partner oder Neigung zu Promiskuität ausgelegt werden. Wenn sich eine Studentin für einen deutschen Partner entscheidet, ist das für sie eine prinzipiellere Entscheidung als für die Männer, und sie wird entsprechend seltener getroffen, von unseren Partnerinnen in den mündlichen Interviews in keinem einzigen Fall. Sie begründeten dies in der Regel mit einer Bindung an einen Landsmann und zeigten damit, daß sie ihre Lebensplanung auf der Verbindung von Familie und Beruf im Heimatland aufgebaut hatten.

Die männlichen Studierenden äußerten sich großzügiger als die weiblichen vermuteten, denn in den standardisierten Interviews antworteten 13% der Männer, die Verbindung einer afrikanischen Frau mit einem deutschen Mann sei gern gesehen, und nur 16% sagten, sie werde von Afri-

kanern nicht gern gesehen. Im persönlichen Gespräch äußerten allerdings mehrere männliche Studierende, eine afrikanische Frau, die wechselnde Beziehungen zu verschiedenen Männern unterhalte, besonders deutschen, werde leicht als Hure angesehen. Das wurde von einem Studenten aus Zaire so ausgedrückt:

"Alle Afrikaner sind irgendwie Macho; daß ein schwarzer Mann mit einer deutschen Frau zusammen ist, das ist okay, das akzeptiert man, weil es der Mann ist. Eine schwarze Frau mit einem deutschen Mann, das wird von den Schwarzen mit einer gewissen Ablehnung gesehen. Dann taucht sofort der Gedanke auf, sie hat das gemacht wegen Geld."

Dieser Student war allerdings der Meinung, daß es in Westberlin schwarze Abenteuerinnen gebe, die sehr salopp an die Frage herangingen: "Sie sagen: ich muß einen Deutschen haben, um Papiere zu bekommen."

Eine entgegengesetzte Option im Dilemma zwischen Beruf und Familie ist die für den Beruf, die allerdings in traditionellen Ländern und sozialen Schichten Afrikas für Frauen kaum leicht zu ergreifen ist und sowohl die Unterstützung der Familie wie finanzielle und soziale Unabhängigkeit voraussetzt. Sie ist eher typisch für die westlich orientierten städtischen Oberschichten, und wurde in unserem Sample deutlich nur von zwei Madagassinnen formuliert. Diese hatten ebenfalls Partnerbeziehungen zu Landsleuten in der DDR, orientierten sich aber nicht an der traditionellen Frauenrolle. Für sie stellte beruflicher Erfolg ein Ziel dar, das zumindest zunächst einmal Priorität vor der Familie hatte und auch ihre Überlegungen zur Familienplanung wie den Zeitpunkt der Heirat und der Kinder bestimmte. Eine dieser Studentinnen sagte, sie gehe keine feste Partnerschaft ein, denn sie könne sich ein Hausfrauenleben nicht vorstellen. Das gelte auch für ihre Freundin:

"Und meine Freundin, die diesen Kurs gemacht hat (tropische Landwirtschaft), ist zurück nach Hause, und die ist auch wie ich: entweder man hat Familie, oder man geht voran. Und ich habe eben den Weg gewählt zu studieren und meine Freundin auch."

Theoretisch könne man zwar Beruf und Familie verbinden,

"aber ich selbst kann das nicht, Nee, das kann ich nicht...Welche von unseren Landsleuten, die haben auch gesagt, wenn der Mann gut verdient und die Kinder die Mutter brauchen, können die Frauen zu Hause bleiben. Aber ich kann nicht zu Hause bleiben." Sie plante, nach Abschluß ihres Landwirtschaftsstudiums möglichst in einem Forschungsinstitut in Madagaskar zu arbeiten.

Die von den afrikanischen Studenten erwähnten Abenteuererinnen, die westberliner Nachbars auf der Suche nach finanziell potenten Gönnern durchstreifen, waren unter unseren Interviewpartnerinnen überhaupt nicht vertreten, eher dagegen Studentinnen, die die Studentenzeit ähnlich wie männliche Studierende als deutlich abgesetzte Interimszeit betrachteten, die weder an der zukünftigen Familie noch am zukünftigen Beruf orientiert war und sowohl größere sexuelle wie soziale Freiheit bedeutete als das spätere Leben im Heimatland. Das setzt allerdings ein Umfeld voraus, das diese Erwartungen fördert oder zumindest toleriert, und das war in der DDR nur in Ansätzen gegeben.

5.2.2. Partnerbeziehungen zwischen afrikanischen Frauen und deutschen Männern

Da die meisten Studentinnen eine feste Partnerbeziehung zu einem Mann aus oder in ihrem Heimatland hatten, richtete sich ihr persönliches Studienziel eher als das der männlichen Studierenden darauf, ihr Studium zügig zu beenden. Sie suchten seltener als ihre männlichen Kommilitonen die Chance, später in Europa einen Arbeitsplatz zu finden, oder wenn, dann nur zusammen mit ihrem Partner. An einem Partner aus der DDR zeigten sie kein Interesse, und das minderte auch ihr Interesse an einer weitergehenden Integration in die DDR-Gesellschaft. Die Studentinnen wünschten sich zwar auch eine kulturell aufgeschlossene Atmosphäre, die ihnen Gelegenheit bieten würde, zu unterschiedlichen Personen und sozialen Gruppen in der DDR Kontakte zu knüpfen und in freundschaftlichen Austausch zu treten, sie versuchten aber nicht, eine Dauerbeziehung zu deutschen Männern aufzubauen. Einer der dafür genannten Gründe waren die Probleme des Kennenlernens: die Studentinnen waren der Meinung, daß die afrikanischen Frauen gegenüber einem deutschen Mann nie den ersten Schritt wagen würden, weil das ihrer Erziehung widersprechen würde - die Abenteuererinnen ausgenommen. Eine Rolle spielte für die Studentinnen, daß der bevorzugte Ort des Kennenlernens potentieller Partner, die Discothek, für sie weniger zugänglich ist wie für die männlichen Studierenden, vor allem in der aktuellen ausländerfeindlichen Atmosphäre. Mehrere Studentinnen äußerten, daß ihr Lebensraum sich auf Universität und Wohnheim beschränke; es fehle an Räumen, wo man sich als Ausländer frei bewegen könne. Sie bedauerten, daß es an Möglichkeiten fehle, sich ungezwungen zu treffen. Mög-

lichkeiten, sich kennenzulernen, waren in der alten DDR allerdings allein durch die Seminar- und Wohnheimstruktur gegeben, und wenn die Beziehungen zwischen deutschen Männern und afrikanischen Frauen über formale oder kameradschaftliche Kontakte nicht hinausgingen, muß man dafür neben den Hemmnissen auf Seiten der Studentinnen auch Hemmnisse bei deren potentiellen deutschen Partnern verantwortlich machen. Das wird von den afrikanischen Studentinnen wie von ihren männlichen Kommilitonen auch so gesehen, unterschiedliche Meinungen bestanden allenfalls darüber, ob es sich auf Seiten der deutschen Männer um ein Nicht-Wollen handelte oder ob sie unfähig seien, den Wunsch nach einer Partnerschaft mit einer afrikanischen Frau zu realisieren. Von männlichen Studierenden wurde, wie schon ausgeführt, ausdrücklich das kulturell unterschiedlich normierte Kontaktverhalten für die Barrieren zwischen deutschen Männern und afrikanischen Frauen verantwortlich gemacht. Allerdings sah ein Student das Problem eher bei den afrikanischen Studentinnen und ihrer kulturell geprägten Passivität, während ein anderer Student den Ursprung der Barrieren in kulturellen Mißverständnissen zwischen deutschen Männern und afrikanischen Frauen sah, nämlich im Zusammentreffen der kulturell normierten Passivität afrikanischer Frauen mit einer ebenfalls kulturell geprägten Zurückhaltung der deutschen Männer.

Die Studentinnen machten dagegen ausdrücklich den Rassismus der deutschen Männer für die Unmöglichkeit einer Partnerbindung verantwortlich:

„..ich bin den Deutschen nicht treu; so ist mein Problem. Täglich erlebe ich was Schlimmes. Vielleicht bin ich auch in einer schlechten Stadt, Leipzig, aber ich kann mir garnicht vorstellen, daß ich einen deutschen Freund haben kann.“

Diese Studentin kannte zwar auch einige deutsche Männer, die sie nicht für Rassisten hielt, und hatte Freundinnen, die mit Deutschen verheiratet waren, sie blieb jedoch skeptisch gegenüber diesen Beziehungen. Eine Studentin aus Mosambik sah das Problem eher beim Widerstand der Familie des Mannes:

„Ich weiß nicht, warum das so ist, aber ich habe das immer so in meinem Kopf, daß ich mit einem deutschen Mann nicht auskommen könnte. Das Problem ist: die Deutschen. Ich mag nicht die Deutschen, vielleicht Europäer, aber Deutsche, nein...Sehen Sie, die Leute hier haben schon eine Vorstellung, daß die Ausländer hier nicht sein müssen. Und wenn ich einen Deutschen geheiratet habe, mit dem werde ich mich gut verste-

hen, da er weiß, daß ich seine Frau bin. Aber seine Familie: sie werden ihr nichts zeigen, aber später werde ich sehen, daß ich ihnen nicht gefalle. Sie werden ihren Sohn zwingen: Du mußt diese Frau verlassen, wir werden schon ein schönes Mädchen für dich finden."

Diese Studentin vermutete, daß es in Westberlin oder Westdeutschland eher möglich sei, mit einem Deutschen zusammenzuleben, aber in der DDR werde das nicht akzeptiert.

Ein gravierendes Problem wurde auch in der mangelnden Treue und im häufigen Partnerwechsel deutscher Männer gesehen:

"...hier ist kein Problem, ob einer, ein verheirateter Mann, eine andere Freundin hat. Das macht hier kein Problem, so habe ich gehört. Ich weiß nicht, ob das stimmt. Ich hoffe, daß die Madagassinnen so etwas nicht erleben."

Die Vermutung mangelnder Treue und häufigen Partnerwechsels wurde von den afrikanischen Männern, wie schon dargestellt, auch ihren deutschen Freundinnen gegenüber geäußert, während sie ebenso zum Standardrepertoire der Erwartungen deutscher Frauen gegenüber afrikanischen Männern gehört. Anscheinend führen die interkulturellen Anpassungsprobleme bei allen Beteiligten zu relativ häufigem Partnerwechsel, und diese Tatsache wird zu einem interkulturellen Stereotyp verdichtet. Nur die afrikanischen Studentinnen nannten diese Erwartung allerdings als Grund für den Verzicht auf einen deutschen Partner.

Weitere Probleme sahen die Studentinnen hinsichtlich der Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in der DDR. Obwohl sie generell davon ausgingen, daß deutsche Frauen gleichberechtigter seien als afrikanische, fanden sie dies Modell jedoch nicht durchgehend attraktiv. Eine Studentin aus Madagaskar fand zudem, daß die deutschen Männer verglichen mit den madagassischen unter dem Deckmantel der Gleichberechtigung einen Mangel an Hilfsbereitschaft und Ritterlichkeit zeigten: "...bei uns wird den Frauen immer geholfen. Wenn 'Mann' selbstbewußt ist, hilft Mann immer den Frauen, aber hier nicht. Den deutschen Frauen helfen die Männer nicht...Ich arbeite eigentlich öfter auf der Messe, oder auf der Post. Und dann gibt's eine schwere Arbeit. Und auch, wenn schwere Pakete kommen, man denkt hier nur an das Geld. Du bekommst dein Geld, und dann mußt du das tragen."

Andere Studentinnen waren der Meinung, daß die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau von deutschen Männern eher akzeptiert würde als von afrikanischen, und daß ihnen das gut gefalle. Probleme sahen sie

deshalb allerdings eher in einer Ehe mit einem Afrikaner, weil sie in der DDR andere Lebensformen kennengelernt hätten, zum Beispiel glaubten die mosambikanischen Studentinnen, daß es ihnen schwerfallen würde, zu Hause die traditionell untergeordnete Rolle der Frau zu akzeptieren. Das gelte besonders im Hinblick auf eine polygame Ehe, obwohl es schwer sein werde, die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in Mosambik zu ändern:

"Selbst wenn ein Mann bereit ist, seiner Frau zu helfen, da kommen seine Freunde und andere Männer und Frauen und sagen: 'Warum machst Du das, warum hilfst du deiner Frau, das ist nicht Ordnung, deine Frau wird dich nicht mehr respektieren.'" Diese beiden Studentinnen waren die einzigen Frauen, die Schwierigkeiten im Hinblick auf eine polygame Ehe ihrer zukünftigen Ehemänner voraussahen, während alle anderen offenbar eine monogame Beziehung erwarteten.

Nach der Wende haben sich die Partnerbeziehungen zwischen afrikanischen Frauen und deutschen Männern nicht vermehrt: das Gegenteil ist der Fall, zumindest in Leipzig und Ostberlin, wo die offene Aggression von jungen Männern Afrikanern gegenüber das Mißtrauen der Studentinnen gegenüber den Motiven und Wünschen der deutschen Männer noch erhöht hat. Obwohl potentielle Partnerbeziehungen weniger durch politische Kontrolle und bürokratische Hemmnisse erschwert werden, hat sich die soziale Fremdheit zwischen den beiden Gruppen nicht verringert, sondern ist im Gegenteil eher gewachsen. Das allgemein fremdenfeindliche Klima in Leipzig und Ostberlin macht es zudem heute auch deutschen Männern nicht leicht, sich zu einer Partnerbeziehung mit einer afrikanischen Frau zu bekennen.

6. Rückkehr ins Heimatland

6.1. Kontakte zum Heimatland

Die Reintegration ins Heimatland wird als besondere Schwierigkeit des Auslandsstudiums von Studierenden aus Entwicklungsländern in Europa angesehen, denn auch dabei findet ein Wechsel von einem Kulturkreis in den anderen statt, und vielen jungen Akademikern wird erst bei ihrer Rückkehr bewußt, wie weitgehend sie sich besonders in die Alltagskultur des Studienlandes integriert haben, so daß sie, wenn sie als junge Intellektuelle in ihre Familie und ihren Freundes- und Kollegenkreis zu-

rückkehren, vielen Gewohnheiten ihrer Landsleute sehr kritisch gegenüberstehen und auch von diesen kritisch gesehen werden.

Beständige Kontakte zum Heimatland sind eine der wichtigsten Voraussetzungen, um die kulturelle Entfremdung vom Heimatland zu vermeiden und die psychischen Kosten der Reintegration zu senken. Deshalb sind häufige Besuche und fortlaufende Nachrichten über die sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen im Heimatland sehr wichtig. In dieser Hinsicht wurde die Wende von den Studierenden sehr positiv beurteilt, obwohl sie häufig der Meinung waren, die Berichterstattung über ihre Heimatländer in den deutschen Medien sei tendenziös. Die folgende Tabelle zeigt, welche Quellen die Studierenden in der ehemaligen DDR und der Bundesrepublik nutzen, um sich über die Geschehnisse im Heimatland zu informieren.

Tab. 35: Information: täglich mehrmals/in der Woche/im Monat (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)

	DDR-Zeit	Heute
DDR-Fernsehen	74	..0
Ausländisches Radio	72	72
BRD-Fernsehen	61	91
Radio DDR/BRD	60	80
DDR-Zeitung	60	..0
Heimatzeitung	50	49
Ausländische Zeitung	42	73
BRD-Zeitung	18	68

Neu ist die intensive Lektüre ausländischer Zeitungen heute, zurückzuführen vor allem auf die leichtere Verfügbarkeit. Im Hinblick auf Radiosendungen über das Heimatland spielen BBC und Radio France Internationale eine entscheidende Rolle. Auch die Kontakte zu Familie und Freunden sind zahlreicher geworden:

Tab. 36: Kontakt zu Familie und Freunden durch
(in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)

	zu Verwandten	zu Freunden
Schreiben	84	82
Telefonieren	58	31
Besuch	56	..

Besonders die Kontakte über Telefon und Besuche in der Heimat haben sich nach der Wende verbessert und tragen zur realistischen Einschätzung der Chancen und Risiken der Rückkehr bei. Die Familie zu besuchen, ist für viele erst nach der Wende möglich geworden. Die Hälfte der Studierenden hat die Familie während des Studiums nicht gesehen oder hat sich dazu nicht geäußert, 15% haben die Familie einmal gesehen und rund ein Drittel öfter. Der Kontaktmangel galt selbst im Hinblick auf die Partner/innen, und deshalb wird die Öffnung der DDR nach der Wende in dieser Hinsicht besonders positiv beurteilt.

6.2. Berufliche Integration im Heimatland

Ziel der Studienorganisation in der ehemaligen DDR war es zu gewährleisten, daß die Studierenden nach Abschluß ihres Studiums möglichst bald in ihre Heimatländer zurückkehrten. Es gab nach dem Diplom keine Möglichkeit, noch länger in der DDR zu bleiben, wenn sie nicht mit einer weiteren Qualifizierung, z.B. einer Promotion oder anderen Formen der praktischen oder theoretischen Ausbildung, verbunden war. Es wurde weder von den Heimatländern noch von der DDR gewünscht, daß sich die Studierenden nach Abschluß ihres Studiums in den DDR-Arbeitsmarkt eingliederten. Da die Studierenden sowohl durch die Hochschulen und Universitäten wie durch die FDJ und ihre eigenen Botschaften stark kontrolliert wurden, zudem ihr Aufenthalt über die Visumsdauer gesteuert werden konnte, war es kaum möglich, nach Abschluß des Studiums anonym in der DDR zu bleiben. Die Kontrolle endete allerdings an den Grenzen; da die ausländischen Studierenden einen international gültigen Reisepaß besaßen, war es ihnen möglich, nach Westberlin und von da in die Bundesrepublik oder andere Länder zu reisen, und nicht wenige nutzten diese Chance (die Otto-Benecke-Stiftung hat nicht nur deutsche Studenten aus der DDR, sondern auch ausländi-

sche Studenten gefördert), dennoch kann davon ausgegangen werden, daß ein weit höherer Prozentsatz als in der Bundesrepublik sofort nach ihrem Examen in ihr Heimatland zurückgekehrt ist.

6.2.1. Allgemeiner Nutzen des Aufenthalts in Deutschland

Der allgemeine Nutzen des Studiums in der DDR/BRD wird hoch eingeschätzt, wie die folgenden Ergebnisse der standardisierten Umfrage zeigen:

Tab. 37: Allgemeiner Nutzen des in Deutschland Gelernten
(in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)

	wichtig	unwichtig/k.A.
Neue Erfahrungen gesammelt	88	12
Andere Kultur kennengelernt	86	14
Allg. Kenntnisse für die Entwicklung meines Heimatlandes erworben	81	19
Andere Menschen kennengelernt	79	20
Andere Sitten u. Gewohnheiten kennengelernt	79	21
Denken in einer Industriekultur verstehengelernt	76	24
Deutsche Sprache gelernt	72	28
Die Erwartungen der Familie erfüllt	56	44

Am wenigsten Bedeutung haben offensichtlich die Erwartungen der Familie für die Beurteilung des Aufenthalts in Deutschland.

6.2.2. Schwierigkeiten bei der Rückkehr

Große Schwierigkeiten im täglichen Leben oder im Beruf erwarteten zwar nur wenige Studierende bei Ihrer Rückkehr, immerhin machten sich rund 40% auf einige Schwierigkeiten gefaßt:

Tab. 38: Erwartete Schwierigkeit nach der Rückkehr
(in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)

	große	einige	keine	noch unklar
im täglichen Leben	11	40	19	30
beruflich	9	42	19	30

Dennoch wollten 69% der Befragten sofort nach Beendigung ihres Studiums in die Heimat zurückkehren. Ausdrücklich sagten 15% der Befragten, daß sie nach Ende ihres Studiums noch etwas in Deutschland bleiben wollten; 13%, um ein weiteres Studium zu beginnen und 2%, um hier zu arbeiten, 16% waren sich noch nicht klar. Der Prozentsatz der Rückkehrwilligen in der ehemaligen DDR ist verglichen mit Studierenden aus Entwicklungsländern in Westdeutschland niedriger als in der HIS-Studie ermittelt, wo knapp drei Viertel der Befragten angaben, auf jeden Fall in ihr Heimatland zurückkehren zu wollen. Der Prozentsatz derjenigen, die vor der Rückkehr noch Erfahrungen sammeln wollen, war allerdings mit 33% erheblich höher als in der ehemaligen DDR⁵¹. 'Große bzw. sehr große' Probleme sahen auch diese Studierenden, und zwar 27% allgemeine Anpassungsprobleme, 26% hinsichtlich der politischen Verhältnisse, 25% hinsichtlich der Verdienstmöglichkeiten und 19% hinsichtlich des Findens eines Arbeitsplatzes⁵². Die Autoren der HIS-Studie betonen, daß nicht diejenigen Studenten, die sich in der Bundesrepublik unerwünscht fühlen, am häufigsten die Absicht äußerten, in ihre Heimatland zurückzukehren, sondern diejenigen, die sich als willkommene Gäste aufgenommen sähen⁵³.

Die Neuorganisation des Studiums nach der Wende in der DDR wird insgesamt eher positiv für die berufliche Integration beurteilt:

51 Vgl. HIS-Studie S. 187

52 Vgl. HIS-Studie S. 215

53 Vgl. HIS-Studie S. 210

Tab. 39: Auswirkung der Neuorganisation des Studiums auf die persönlichen Berufschancen im Heimatland
(in % der Befragten):

	Heimat	anderem Land
verbessert	38	23
gleich geblieben	24	21
verschlechtert	3	5
weiß nicht/k. A	35	50
Insgesamt	100	100

Da die beruflichen Chancen in ihren Heimatländern von vielen Studierenden keineswegs rosig beurteilt werden, wäre der Wunsch, die Rückkehr noch hinauszuzögern, verständlich. Die Wirtschaftskrise und unsichere politische Situation in vielen Heimatländern der Studierenden lassen die Bedenken hinsichtlich ihrer beruflichen Integration durchaus realistisch erscheinen, und viele Studierende betonten ausdrücklich, daß sie trotz der zu erwartenden Probleme zurückkehren wollten. Eine wirtschaftliche Neuorganisation im Heimatland wurde nur von einer Minderheit von 25% konstatiert; diese beurteilten 18% der Befragten positiv, 7% negativ. Von allen Studierenden glaubten 9%, jetzt mehr Schwierigkeiten zu haben, zu Hause Arbeit zu finden, während 6% bessere Chancen sahen. Keiner der befragten Studierenden glaubte, wegen der Wende in seiner Heimat nicht mehr dorthin zurückkehren zu können.

70% der Befragten gaben an, in ihrer Heimat in dem in Deutschland studierten Studienfach arbeiten zu wollen, 10% wollten den Abschluß für eine andere Berufstätigkeit nutzen und 20% waren sich nicht sicher oder hatten keine Meinung. Weniger als die Hälfte der Studierenden fühlten sich jedoch durch das Studium in Deutschland gut auf ihren Beruf, besonders dessen praktische Seiten, vorbereitet. Auch die in der HIS-Studie befragten an westdeutschen Universitäten studierenden Studenten aus Entwicklungsländern beurteilten den praktischen Bezug ihres Studiums eher skeptisch und hatten eine eher negative Meinung über die entwicklungspolitischen Kenntnisse und Erfahrungen der Dozenten. 34% beurteilten den Nutzen ihrer Kenntnisse für ihr Heimatland eher

positiv und 22 % eher negativ⁵⁴.

Tab. 40: Es fühlen sich auf ihren Beruf zuhause vorbereitet:
(in % der Befragten)

gut	42
weniger gut	19
sind sich unsicher	19
schlecht	6
keine Antwort	16

Die folgenden Aussagen zur Beurteilung des Studiums zeigen, daß sich die Effektivität des Studiums von Studierenden aus Entwicklungsländern im Hinblick auf ihre praktische Tätigkeit im Heimatland in vieler Hinsicht verbessern läßt, und die Befragten haben eine Fülle von Aussagen dazu gemacht, was im Studium gefehlt hat, wie sie sich selbst besser vorbereiten können, und was sie sich von der Gastuniversität und anderen deutschen Stellen wünschen. Zunächst zur Frage, ob sie selbst schon in Deutschland etwas tun könnten, um sich auf die Arbeit zu Hause vorzubereiten. Sie wurde von 40% der Studierenden mit 'Ja' beantwortet, 39 Personen machten konkrete Angaben über die Art der eigenen Vorbereitung:

- Englische Sprache lernen
- Sparen, um Materialien zu kaufen
- Arbeiten gehen, umfangreiches Lesen
- Betriebs- und Berufspraktikum in England und USA. (Elektrotechnik)
- Zeitweise Tätigkeit nach Ausbildung, einziger echter Technologietransfer! (Physik)
- Ich sammle sämtliche Werke und auch Materialien für die Arbeit eines Maurers (Berufsschulpädagogik)
- Spekulieren (BWL)
- Einige Sachen einkaufen, z.B. Bücher. Weitere Gebiete studieren, die für mein Studiengebiet wichtig sind (tropische Landwirtschaft)
- Ich will in meiner Freizeit im DRK etwas tun (Humanmedizin)
- Sparen für den Kauf eines modernen Computers, um Diagnosen und

54 Vgl. HIS-Studie S. 177

- Therapieprogramme zu speichern, um meinen Leuten besser zu helfen (Humanmedizin)
- Ein Projekt anfertigen (tropische Landwirtschaft)
 - Kontakte knüpfen, mich über die aktuelle Situation im Heimatland informieren. Viel Material (u.a. Bücher) sammeln. Viele Praktika bei Ärzten machen (Humanmedizin)
 - Einige Werkzeuge sammeln (Lebensmitteltechnologie)
 - Antworten auf menschliche Fragen suchen, z.B.: wozu ich studiere, wozu ich lebe, was kann ich für mein Land tun (Mathematik)
 - Geld sparen; Besuch eines Tropenmedizinkurses (Humanmedizin)
 - Arbeit in Krankenhäusern (Humanmedizin)
 - Englische Literatur lesen (Humanmedizin)
 - Forschung betreiben (Humanmedizin)
 - Etwas Praxiserfahrungen sammeln (Veterinärmedizin)
 - Praktikum, zur Zeit in einer Bank (VWL)
 - Sparen; während Ferien Jobs suchen. Kenntnisse in Deutsch und Englisch und in Informatik erweitern (FH BWL)
 - Schriftlichen Kontakt mit Arbeitgebern zu Hause aufnehmen (Veterinärmedizin).

6.3.. Kontakte zu Deutschland nach der Rückkehr

Bei den befragten Studierenden besteht - zumindest bisher - eine große Bereitschaft zur Aufrechterhaltung der Kontakte zu deutschen Institutionen, vor allem der Gastuniversität, nach ihrer Rückkehr ins Heimatland. 80% der Studierenden wünschen diesen Kontakt, viele spezifizierten die Formen in qualitativen Aussagen.

Tab. 41: Welche Maßnahmen von offizieller deutscher Seite wünschen Sie sich zur Fortführung der Kontakte? (in % der Befragten, Mehrfachantworten möglich)

Zusendung neuer Literatur	61
Materialhilfe/technische Hilfe	61
Entsendung deutscher Fachleute	45
Einladung nach Deutschland	42
andere Formen der Unterstützung	9

Sofern private Kontakte zu Deutschen vorhanden sind, wollen die Studierenden diese aufrecht erhalten, obwohl dazu relativ wenig Befragte Aussagen machten. Das zeigt noch einmal, daß die privaten Kontakte begrenzt geblieben sind. Qualitative Aussagen dazu:

- Einladung der Deutschen in mein Haus zuhause, die darauf Wert legen/die es verdient haben
- Hätte ich Freunde, würde ich gerne private Kontakte beibehalten
- Gegenseitige Einladung.

6.3.1. Rolle der Gastuniversität für die berufliche Integration

Sehr viel mehr als auf private Kontakte hoffen die Studierenden auf die Fortdauer von Kontakten zu ihrer Gastuniversität. 41 Befragte machten Vorschläge zur Verbesserung der beruflichen Integration durch die Gastuniversität und zur Aufrechterhaltung des Kontakts nach ihrer Rückkehr. Diese decken sich zum Teil mit denen zur eigenen Vorbereitung. Besonders viele Aussagen wurden von Medizinem gemacht; die meisten betrafen die Verbesserung der tropenmedizinischen Ausbildung und der praktischen Kenntnisse:

Tropenmedizin

- Kursus in Tropenmedizin- (Humanmedizin)
- Mehr Informationen über afrikanische Besonderheiten, z.B. Tropenkrankheiten- (Humanmedizin)
- Kontakte mit anderen Zahnkliniken- (Zahnmedizin)
- Spezielle Vorlesungen für Ausländer- (Humanmedizin)
- Genügend Übungsmöglichkeiten zu geben- (Humanmedizin)
- Einen speziellen Tropenmedizinkursus- (Humanmedizin)
- Evtl. erweiterte Vorlesungen über spezielle afrikanische Krankheiten- (Humanmedizin)
- Möglichkeit für Praktika, Seminare und Weiterbildung- (Humanmedizin)
- Finanzielle Mittel am Anfang der Arbeit, z.B. Kredit- (Humanmedizin)
- Und ich hätte gern Kontakt zu einem Entwicklungsprojekt, um mich für meine Heimat mit deutscher Hilfe zu engagieren

Auch bei den Vorschlägen von Studierenden anderer Fachrichtungen ging es in der Regel um ausländerspezifische Angebote, um die Erweiterung von Anwendungswissen, um Praxiserfahrung und um finanzielle

Unterstützung der Reintegration:

Ausländerspezifische Angebote:

- An unserer Hochschule wurden viele Studienrichtungen abgewickelt, so daß wir (Ausländer) ohne afrikanische Geschichte geblieben sind. Als Folge werden wir berufliche Integrationsprobleme zuhause haben. Das Studium hat für uns keinen Wert- (Geschichte, PH Leipzig)
- Freie Wahl des Studienkurses. Dieser Kurs war nicht mein Wunsch. Ich möchte einen anderen Kurs machen. (PH Leipzig)
- Es gibt mit diesem neuen System keine Geschichte von Afrika mehr, und ich finde das ein bißchen schlimm, weil ich große Probleme in meiner Heimat haben werde- (Geschichte, PH Leipzig)

Besondere Probleme hatten die Studierenden der PH Leipzig, die zum Studium eines bestimmten Faches delegiert worden waren, das nicht ihrem eigentlichen Studienwunsch entsprach:

Mehr Praxisangebote innerhalb der Universität

- mehr Anwendungswissen: Mitarbeiten und Ratschläge geben (tropische Landwirtschaft)
- Informatikkurse einrichten für die praktische Anwendung
- Kurse von Redekunst (FH-BWL)
- Informatikkurs einrichten (FH-BWL)
- Afrikanische Informationsdienste, Kontakte zu Universitäten in Afrika organisieren (Journalistik)
- Ich möchte genau im Bild sein über die Entwicklung in meinem Land
- Wissenschaftliche Experimente- (tropische Landwirtschaft)
- Gastforschungsaufenthalt nach der Ausbildung (Physik)
- Organisation oder andere Universität kennenlernen, aber leider habe ich wenig Kontakt

Mehr Praxis/Arbeitsmöglichkeiten außerhalb der Universität:

- Keine Limitation bei der Suche von (Ferien) Arbeit hier, Hilfe von Behörden (Demographie)
- Mehr Praktikum (VWL)
- Praktikum in der Industrie in Deutschland ca. 5 Monate (Lebensmitteltechnologie)
- Praktikum in meiner Heimat organisieren (Geschichtslehrer)

- Kurzpraktika zu organisieren in Messezeiten für Dolmetscher (Germanistik)
- Bessere Beratung, ein einjähriges Praktikum in meinem Fachgebiet (Tierproduktion)
- Berufspraktikum bei Stellen in den alten Bundesländern (Elektrotechnik)
- Gastpraktika nach der Ausbildung. Erklärung der Bereitschaft zur Zusammenarbeit (Industriekontakte) (Physik)
- Praktikum in einem Betrieb (Mathematik). Einarbeitung in einer Firma zwecks Erfahrung (Nahrungsgüterwirtschaft)
- Zwei Jahre Vikariat in Deutschland ablegen (Ev. Theologie)
- Kontakte zur DSE und anderen Stiftungen gewünscht (Berufsschullehrer)
- Kontakte mit Wirtschaftsunternehmen (VWL)
- Von Stiftungen/Organisationen: Reintegrationskurse (aktuelle Situation im Land)

Weiterbildung:

- Promotionsmöglichkeiten (Jura Äthiopien)
- Leistungsstipendium. Wiedereinladung und Austausch von Erfahrungen

Finanzielle Unterstützung:

- Hilfe um bestimmte Arbeitsinstrumente zu kaufen (Veterinärmedizin)
- Finanzielle Hilfe (Humanmedizin)
- Investieren zu Hause (Mathematik Kamerun)

Einige Studierende nannten sonstige Maßnahmen zur Fortführung der Kontakte von anderen deutschen Stellen:

Humanitäre Maßnahmen

- Ich bitte den Staat nur darum, die ungebrauchten Dinge nicht in den Sperrmüllcontainer zu schmeißen, denn in Afrika wären diese Sachen willkommen
- Organisation von Studentenaustausch als Urlaub im Sommer
- Kontakte aller Art, die zum Zweck gegenseitigen Wohls führen, kulturelle Veranstaltungen und Errichtung von Bibliotheken in den deutschen Botschaften (Demographie Guinea-Bissau)
- Verständnis und humanitäre Zuwendung (Deutsch-Ausländische

- Studiengesellschaft auf dem guten Weg)
- Hilfsbereitschaft
- Außerdem bessere Zimmer für Ausländer, wir müssen zu viele in einem Zimmer wohnen. Es muß Ausnahmefälle für Ausländer geben, ansonsten werden wir uns nicht wie zu Hause (so wie es häufig gesprochen wird) fühlen (Geschichte Pädagogische Hochschule)
- Transportunterstützung für Materialien

6.3.2. Integrationshilfen der Heimatländer

Schließlich wurde auch gefragt, welche Hilfe die Heimatländer leisten können, um die berufliche Integration der zurückkehrenden Absolventen zu fördern. Wie die folgenden Beispiele zeigen, konzentrierten sich die Vorschläge auf Praktika, Arbeitsmöglichkeiten im Heimatland und finanzielle Unterstützung für die Eingliederung.

- Reguläre Versammlungen, oder Beratungen, Diskussionen
- Praktika in der Heimat, die auch von Deutschland unterstützt werden (Lebensmitteltechnologie)
- Reise nach Hause ermöglichen, um Praktika während der Ferien zu machen
- Praktika in der Heimat, um die einheimische Realität wieder zu erleben und weiter in Deutschland entsprechend studieren zu können (Germanistik, Madagaskar)
- Meine Institution zeigt kein Interesse mehr, hier die Kontakte zu erweitern (Ev. Theologie, Angola)
- Arbeitsangebot
- Sollen sich vorbereiten
- Arbeitsbedingungen schaffen
- Größere Angebote für Studierende aus dem Ausland auf dem Arbeitsmarkt
- Arbeitsplatz im Ausbildungsministerium oder Landwirtschaftsministerium (tropische Landwirtschaft, Angola)
- Kooperation mit Deutschland über Studienprogramm
- Wissenschaftlichen Kontakt zu meiner Gastuniversität halten (Veterinärmedizin)
- Botschaftshilfe
- Keine Erwartungen, deshalb lieber eigene Versuche (Beruf-schullehrer, Guinea-Bissau)

- Meine Heimat kann nichts hierfür tun (Demographie, Guinea-Bissau)
- Über mich Kontakte zu deutschen Institutionen zu schaffen (Physik, Kamerun)
- Finanzielle Mittel und Arbeitsplätze schaffen- (Humanmedizin Ruanda)
- Vernünftige Steuerpolitik für Anfänger
- Gewährleisten des Rechts und der Sicherheit des Menschen (tropische Landwirtschaft, Benin)

Die meisten Vorschläge auch für die Hilfen durch das Heimatland, zielen in dieselbe Richtung, nämlich die Erhöhung der praktischen Kompetenz der Studierenden und die Bereitstellung finanzieller Starthilfen.

Im Lichte dieser Wünsche wäre es besonders bedauerlich, wenn die Tendenz zur Streichung der tropenmedizinischen und Management-Kurse sowie geförderte Betriebspraktika durch die ZAV in Frankfurt und andere deutsche Institutionen sich fortsetzen sollte⁵⁵. Im Gegenteil, es muß sich die Erkenntnis durchsetzen, daß das Fachstudium an der Universität nur ein Teil der Berufsausbildung afrikanischer Studierender sein kann. Das Studium wird wertlos, wenn es nicht im Heimatland genutzt wird, deshalb muß es durch Reintegrationsmaßnahmen und Start-hilfen im Heimatland ergänzt werden.

7. Zusammenfassung der Ergebnisse

In dieser Studie wurden männliche und weibliche afrikanische Studierende in Leipzig und Ostberlin anhand einer schriftlichen Befragung und mündlichen Interviews zu ihrer Studien- und Lebenssituation vor und nach der Wende befragt. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung werden im Folgenden zusammengefaßt:

55 Information eines Repräsentanten der ZAV, Frankfurt, auf einem von der Deutsch-Ausländischen Studiengesellschaft und dem Studentenrat der Universität Leipzig organisierten Tagung

7.1. Studienvoraussetzungen und -erwartungen

Ihre soziale Herkunft aus städtischen Familien mit nicht-landwirtschaftlichen Berufen, die teilweise den Oberschichten des jeweiligen Landes angehören, und ihr Schulbesuch in den Groß- oder Hauptstädten des Landes haben die afrikanischen Studierenden schon in der Heimat mit industriekulturellen Normen und Wertvorstellungen vertraut gemacht und bei ihnen eine Prädisposition zur langfristigen Investition in Bildung erzeugt.

Die Studierenden wurden überwiegend von ihren Regierungen zum Studium in der DDR delegiert, und dieses wurde von der Regierung oder anderen Institutionen der DDR finanziert. Das Auslandsstudium wurde von den Studierenden als Schlüssel zu einer ökonomisch erfolgreichen Position angesehen. Ihre Studienmotivation war individuell, schloß aber die Idee eines eigenen Beitrag zur Entwicklung ihres Heimatlandes in der Regel ein.

Die ehemalige DDR hatte als Studienland zwar keine Priorität auf der Wunschliste der Studierenden, denn diese wurde von den ehemaligen Mutterländern angeführt, sie wurde jedoch positiver eingestuft als die meisten anderen sozialistischen Länder.

Die Informationen der Studierenden über die DDR vor Beginn ihres Studium waren sehr lückenhaft. Sie hatten keine klaren Vorstellungen von den Unterschieden zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR und von der Bedeutung ihrer Zugehörigkeit zum sozialistischen Block. Deshalb waren die ersten Eindrücke der Studierenden überwiegend negativ. In der Phase des Sprachunterrichts im Herder-Institut nahmen die Studierenden im allgemeinen eine Revision der Vorstellungen vor, die zu einer Anpassung ihrer Erwartungen an die DDR-Realität führte.

7.2. Soziale Integration der Studierenden

Die DDR-Gesellschaft wurde von den Studenten als eine geschlossene Gesellschaft erlebt, die sich nach außen und innen gegen reale oder imaginierte Gegner abschottete. Sie selbst wurden einerseits als potentielle Gegner, andererseits aber auch als Bürger befreundeter Staaten angesehen. Das führte zu einer Interferenz von Kontrolle und Betreuung: die afrikanischen Studierenden hatten einerseits Privilegien und wurden gleichzeitig aus dem DDR-Alltag ausgegrenzt.

Der Universitätsbereich einschließlich Mensa und die Wohnheime waren die wichtigsten Kommunikationsräume der afrikanischen Studierenden. Dies geschlossene Milieu verringerte ihr Interesse an einer sozialen Integration in die DDR-Normalgesellschaft und hielt diese gleichzeitig von ihnen fern. Die Kontakte der Studierenden konzentrierten sich auf Landsleute und andere Ausländer. Sie waren Mitglieder von nationalen Zwangsverbänden, über die sowohl Betreuung wie Kontrolle gesteuert wurden. Die soziale Isolation hätte zu massiven psychischen Störungen bei den afrikanischen Studierenden führen können, wäre sie nicht durch die organisierte, gewollte und erzwungene positive Bindung an die Landsleute und über sie hinaus an ausländische Studierende im allgemeinen wieder aufgehoben oder zumindest gemildert worden.

Obwohl die Kontakte zur allgemeinen Bevölkerung begrenzt blieben, entwickelten sich bikulturelle Partnerschaften. Diese standen in der DDR-Zeit unter massivem Druck und werden heute durch die ausländerfeindlichen Reaktionen der Bevölkerung bedroht.

Die soziale Integration der Studierenden an ihren Hochschulstandorten hat sich nach der Wende verschlechtert, da sie sich durch massive ausländerfeindliche Aktionen der Bevölkerung zunehmend in ihrem Lebensraum eingeschränkt fühlen. Das vermindert ihre Identifikation mit der Bundesrepublik und erhöht die Motivation, ins Heimatland zurückzukehren oder in ein anderes Land weiterzuwandern.

Da kein wirklicher Austausch zwischen der DDR-Kultur und der Heimatkultur der Studierenden stattfand, hatten sie in der ehemaligen DDR kaum Gelegenheit, durch die Analyse der DDR-Kultur ihre eigene Kultur bewußter wahrzunehmen, in der Auseinandersetzung mit der Fremdkultur die eigene Kultur zu relativieren und mit der eigenen wie mit der

fremden Kultur produktiv umzugehen. Die Isolation der Studierenden auch von der eigenen Kultur bewirkte tendenziell eine Glorifizierung der Heimatkultur.

7.3. Studienorganisation und Studienleistungen

Es bestand ein Widerspruch in der DDR zwischen einem relativ hohen Grad funktionaler Integration der ausländischen Studierenden, gemessen an ihrer Integration in das Studiensystem, ihre Wohnplatzversorgung und ihre finanzielle und soziale Sicherung einerseits, und der Verhinderung kultureller Integration. Das hatte eine utilitaristische Einstellung der Studierenden zu Folge. Die Ausbildungsleistungen der DDR wurden positiv beurteilt, während ihre Loyalität gegenüber dem politischen und sozialen System der DDR sehr begrenzt blieb.

Viele afrikanische Studierende wurden als Mitglieder befreundeter sozialistischer Nationen fachlich besonders gefördert und betreut. Ihr Kontakt zu den Lehrenden an den Hochschulen war zum Teil intensiver als der deutscher Studierender.

Die starke Konzentration aller Kontakte auf den Universitätsbereich, verbunden mit fachlicher Unterstützung und sozialen Hilfen, förderte die Lernmotivation der Studierenden und führten zu hohen fachlichen Erfolgsquoten. Gleichzeitig erzeugte sie ein Defizit an sozialen Kompetenzen und praktischen Erfahrungen, das bei den Studierenden Unsicherheit hinsichtlich der Anforderungen bei der Rückkehr ins Heimatland erzeugte.

Die Veränderung der Studienbedingungen nach der Wende hält sich nach der Wahrnehmung durch die Studierenden in Grenzen; sie werden, wo sie stattgefunden haben, eher positiv bewertet. Das gilt besonders für die Verbesserung der sachlichen Ausstattung und ein reichhaltigeres fachliches Studienangebot. Die Übernahme ihrer DDR-Stipendien durch den DAAD hat die Grundlage für einen geordneten Abschluß ihres Studiums geschaffen. Probleme treten vor allem dann auf, wenn ganze Hochschulen oder Studiengänge geschlossen worden sind.

7.4. Rückkehr ins Heimatland

Der allgemeine Nutzen des in der DDR/BRD Gelernten wird von den Studierenden hoch eingeschätzt. Sie halten den fachlichen Standard ihrer Ausbildung für hoch. Allerdings sehen sie entschiedene Defizite in ihren praktischen Kenntnissen und halten es für notwendig oder zumindest für sehr wünschenswert, vor ihrer Rückkehr diese Defizite zu beheben, vor allem durch berufspraktische Kurse und betriebliche Praktika.

Im Heimatland wünschen sich die Studierenden Starthilfe durch ihre Gasthochschulen oder andere deutsche Institutionen, die vor allem in Krediten, Materialien und/oder fachlicher Beratung bestehen sollen. Auch längerfristig sind die Studierenden an einem kontinuierlichen Kontakt zu ihrer Gasthochschule interessiert. Eine Fortsetzung privater Kontakte zu Deutschen wird dagegen, abgesehen von den Beziehungen zu deutschen PartnerInnen, nur in Einzelfällen gewünscht oder für möglich gehalten.

ANHANG

LITERATURLISTE

- DAAD: Auslandsstudium und Ausländerstudium in der BRD. Eine Bibliographie. Dokumentation und Materialien 4, Bonn 1984
- AICH, PRODOSH: Farbige unter Weißen, Köln 1962
- ASSMANN, JAN: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: J. Assmann und T. Hölscher (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988
- AUSLÄNDISCHE STUDENTINNEN: AUSZEIT 18, Nr. 1/2, Hrsg. World University Service, Wiesbaden 1988
- DANCKWORTT, DIETER; BREITENBACH, DIETER: Studenten aus Afrika und Asien als Stipendiaten in Deutschland. DSE, Berlin 1961
- DANCKWORTT, DIETER: Anpassungsprobleme von Studenten und Praktikanten aus Entwicklungsländern in Westdeutschland. Hamburg 1958
- DANCKWORTT, DIETER: Die junge Elite Asiens und Afrikas als Gäste und Schüler Europas. Köln 1959
- DSE: Kleiner Wegweiser zu entwicklungsländerbezogenen postgraduierten Studiengängen und Weiterbildungsangeboten an Hochschulen in der BRD einschl. Berlin-West. DOK 1337c, 2. Aufl., Bonn 1986
- FÖRSTER, SIEGFRIED: 30 Jahre Ausländerstudium in der DDR. In: Deutsche Außenpolitik 1981, Heft 9, S. 29-35
- FRÖHLICH, D., SCHADE, B.: Zur Frage des Rückzugs von Studenten aus Entwicklungsländern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Köln und Opladen, 18. Jg. 1966, S. 271-299
- GEBHARDT, WINFRIED: Kulturidee und nationale Identität. Über die Voraussetzungen und Möglichkeiten kultureller Integration. In: J. C. Papalekas (Hrsg.), S. 68-85, 1989
- GESETZESBLATT der DDR: Anordnung über die Bewerbung, die Auswahl und Zulassung zum Direktstudium an den Universitäten und Hochschulen - Zulassungsordnung - vom 1.7.1971: In: Gesetzesblatt der DDR, II/Nr. 55 vom 14.7.71, S. 486-489
- GIELKE, MANFRED: Am Bildungsfortschritt teilnehmen - in der DDR studieren. In: Außenpolitische Korrespondenz 28 (1984) 17 vom 4.5.84, S. 133f und (2. Teil) 28 (1984) 18 vom ? 5.1984, S. 142f
- GOFFMAN, ERVING: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt 1974
- GRUNDMANN, S.; MÜLLER-HARTMANN, I.; SCHNIDT, I.: Ausländer in Ostdeutschland. BISS public. 1991

- FRIEDRICH, WALTER; GRIESE; HARTMUT (Hrsg.): Jugend und Jugendforschung in der DDR, Opladen 1991
- HEILMANN, PETER: 35 Jahre DDR - 35 Jahre Beziehungen der DDR zu den Entwicklungsländer auf dem Gebiet des Hochschulwesens. In: Asien, Afrika, Lateinamerika 12 (1984) S. 813-820
- HEXELSCHNEIDER, ERHARD: Das Herder-Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig. In: Ostdeutsche Außenpolitik XXVI (1981) 11, S. 101-109
- HIS - Hochschul-Informationen-System GmbH: Probleme und Perspektiven des Auländerstudiums in der Bundesrepublik Deutschland. (Autoren: Klaus Schnitzer, Hildegard Schaeper, Joachim Gutmann, Christian Breustedt). Hannover 1986
- IKONOMU, THEODOR P.: Fragestellungen zur Integrationsdiskussion der neueren Migrationsforschung. In: J. C. Papaleks (Hrsg.), S. 264-286, 1989
- ILLY, HANS F., SCHMIDT-STRECKENBACH (Hrsg.): Studenten aus der Dritten Welt in beiden deutschen Staaten. Duncker + Humblot, Berlin 1987 (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung, Bd 20)
- JAUCH, HANS-GEORG: Zur Erhöhung der Qualität des Chemieunterrichts bei ausländischen Studienbewerbern unter Berücksichtigung des polytechnischen Aspekts. unveröff. Diss. Leipzig 1976, Karl-Marx-Univ.
- KAISER, LOTHAR: Leitfaden Jubiläum zum Herder Institut. In: Die Fachschule 29 (1981) 10, S. 228f, 1981
- KARCHER, WOLFGANG; ETIENNE, ANTHONY: Indonesische Studierende zu bundesdeutschen Hochschulen: aktives Studieren im Spannungsfeld zweier Kulturen - Eine Bestandsaufnahme - Berlin, Okt. 1990.
- KASPRZYK, PETER: Die Förderung afrikanischer Studenten durch den DAAD. DAAD-Forum 2, Bonn-Bad Godesberg 1974
- KOTENKAR, ARUN: Ausländische Studenten in der Bundesrepublik am Beispiel der Universität Frankfurt; WVS und Verlag für wissenschaftliche Publikationen, Darmstadt 1986.
- LORF, PETER: Ein Diplom aus der DDR. In: Außenpolitische Korrespondenz d28 (1984) 6 vom 10.2.1982, S. 46f. auch in: horizont 19 (1984) 2, S. 6
- PAPALEKAS, JOHANNES CHR. (Hrsg.): Kulturelle Integration und Kulturkonflikt in der technischen Zivilisation. Weinheim 1989
- PÄTZOLDT, BJÖRN: Ausländerstudium in der BRD. Ein Beitrag zur Imperialismuskritik. Pahl-Rugenstein, Köln 1972 (Diss. '72)
- RUNGE, I.: Ausland DDR. Fremdenhaß. Dietz Verlag Berlin 1990
- SANDHAAS, BERND: Lernen in fremder Kultur. Beiträge zur interkulturellen Didaktik. Göttingen 1988
- SCHADE, BURKHARD: Das Studium im Ausland als psychologischer Prozeß. Orientierungsprobleme bei Studenten aus Entwicklungsländern an deutschen

- Hochschulen. Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik, Bd 47, Bonn 1968
- SCHMIDT, I.: Erlebnisse und Ansichten ausländischer Bürger in Ostdeutschland. BISS public. 1991
- SPANGER, HANS-JOACHIM; BROCK, LOTHAR: Die beiden deutschen Staaten in der Dritten Welt. Die Entwicklungspolitik der DDR - eine Herausforderung für die Bundesrepublik Deutschland? Opladen 1987
- STAGL, JUSTIN: Zur Soziologie der Repräsentativkultur. In: J.C. Papalekas (Hg.) S. 43-67, 1989
- TROMMSDORFF, GISELA: Sozialisation im Kulturvergleich. Enke, Stuttgart 1989
- DER VERTRAG ZUR DEUTSCHEN EINHEIT: Ausgewählte Texte. Frankfurt/Leipzig 1990
- UNIVERSITÄT LEIPZIG: Studieren in Leipzig 1991
- WEBER, HERMANN: DDR: Grundriß der Geschichte 1945-1990. Hannover 1991
- WIEDMANN, ROLAND: Probleme der Studienfinanzierung in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Illy/Schmidt-Streckenbach, S. 67-99 und 149-57, 1987
- WOLTER, GERHARD; UEBERSCHÄR, URSULA: Ausländerpolitik in der DDR. Bilanz, Probleme und Aufgaben wissenschaftlicher Arbeit. Referat zur öffentlichen wissenschaftlichen Arbeitsberatung am 30.3.1990. Karl-Marx-Universität Leipzig; Projektgruppe Ausländerintegration

Verzeichnis der lieferbaren Hefte

AUSZEIT seit 1981

1993

AUSZEIT 27 Nr 1/2

Die Qual des Sisyphus, oder: Wie ausländische Studierende die deutsche Sprache lernen

1992

AUSZEIT 26 Nr. 3/4

Fin de la Fiesta, oder: Abgefeiert? Diskussionsbeiträge zu Lateinamerika über die "500-Jahr-Feier" hinaus

AUSZEIT 25 Nr. 1/2

Ein Jahr danach - Das neue Ausländergesetz und seine Konsequenzen für die Hochschulen

1991

AUSZEIT 24 Nr. 3/4

Das Studienkolleg auf neuen Wegen oder: Ein Schritt vor - zwei Schritte zurück

1990

AUSZEIT 22 Nr 3/4

Zwischen den Stühlen - "Bildungsinländer": ... wenn Gastarbeiterkinder und Flüchtlingskinder studieren wollen

1989

AUSZEIT 20 Nr. 1/2

Studienbegleitprogramme

1988

AUSZEIT 19 Nr. 3/4

Betr.: Notfonds

AUSZEIT 18 Nr. 1/2

Ausländische Studentinnen

1987

AUSZEIT 17 Nr. 1/2

Multiplikatorenseminar Studienbegleitprogramm Medizin in Entwicklungsländern

1986

AUSZEIT 16 Nr. 4/5

Aktuelle Retroperspektive des Ausländerstudiums

- AUSZEIT 14 Nr. 1
"Was erwartet sie zu Zuhause?" - 23 persönliche Antworten zur Reintegration von ausländischen Studenten und Studentinnen
- 1985**
AUSZEIT 12 Nr. 3/4
Reintegration von Hochschulabsolventen aus Lateinamerika
- AUSZEIT 11 Nr. 1/2
Orientierungseinheiten für ausländische Studenten - Praxisberichte
- 1984**
AUSZEIT 9 Nr. 1
Studienberatung für Ausländer - Berichte aus der Praxis
- 1983**
AUSZEIT 7 Nr. 3
Soziale Situation und Probleme ausländischer Studenten
- 1982**
AUSZEIT 5 Nr. 5
Studienkollegs - Präpädeutikum oder Kapazitätssteuerung
- AUSZEIT 4 Nr. 3/4
Neuregelung der Zulassung für ausländische Studenten aus Entwicklungsländern Analysen und Dokumente - II. Teil
- AUSZEIT 3 Nr. 1/2
Hochschulausbildung für Dritte-Welt-Studenten in West-Europa - Studie und Dokumentation
- 1981**
AUSZEIT 1 Nr. 1
Studienbegleitende Reintegration - Konzepte und Modelle

Menschenrecht auf Bildung

WUS

S E M I N A R P R O G R A M M

August bis Dezember 1993

- WUS21-93 13.8. - 15.8.1993 in Bonn
"Rückkehr und Berufseinstieg im Sudan"
- WUS22-93 31.8. - 2.9.1993 in Hanoi
"Förderung der Rückkehr und beruflichen
Eingliederung von asiatischen
Ausbildungsabsolventen und Fachkräften aus
Deutschland in Asien"
in Zusammenarbeit mit WUS-Vietnam
- WUS23-93 24.9. - 26.9.1993 in Bonn
"Existenzgründung in Äthiopien -
Rahmenbedingungen und Voraussetzungen"
in Zusammenarbeit mit dem FKP-Horn von
Afrika/GTZ
- WUS24-93 25.10. - 26.10.1993 in Bonn
"Rückkehr und Berufseinstieg von
Ausbildungsabsolventen aus Afrika, Asien und
Lateinamerika - WER MACHT WAS?"
Schulungsseminar für Beraterinnen und Berater
ausländischer Studierender und Absolventen
- WUS25-93 29.10. - 31.10.1993 in Bonn
"Gründungsversammlung des Vereins -
Vertretergremium äthiopischer Fachkräfte in
Deutschland"
in Zusammenarbeit mit dem FKP-Horn von
Afrika/GTZ
- WUS26-93 5.11. - 7.11.1993 in Gelnhausen
"Zur Gesundheitsversorgung in Kamerun"
in Zusammenarbeit mit ITHÖG-Heidelberg
- WUS27-93 12.11. - 14.11.1993 in Worms
"Rückkehr und Berufseinstieg
ausländischer Studierender aus
Rheinland-Pfalz und Saarland in Afrika,
Asien und Lateinamerika"
in Zusammenarbeit mit STUBE Rheinland-
Pfalz/Saarland
- WUS28-93 19.11. - 21.11.1993 in Wiesbaden
"Rückkehr und Berufseinstieg in Palästina"
- WUS29-93 26.11. - 28.11.1993 in Bonn
"Rückkehr und Berufseinstieg in Sri Lanka"
- WUS30-93 3.12. - 5.12.1993 in Mainz
"Rückkehr und Berufseinstieg im südlichen
Afrika"
- WUS31-93 6.12. - 8.12.1993 in Asmara
"Förderung der Rückkehr und beruflichen
Eingliederung von afrikanischen
Ausbildungsabsolventen und Fachkräften aus
Deutschland in Afrika"
- WUS32-93 10.12. - 12.12.1993 in Kassel
"Planen und Bauen in Afrika, Asien und
Lateinamerika"
Multiplikatorenseminar
- WUS33-93 10.12. - 12.12.1993 in Oberreifenberg
"Informieren statt kapitulieren"
Multiplikatorenseminar für Ausländereferenten
bundesdeutscher ASTEN
- WUS34-93 15.12. - 20.12.1993 in Hanoi
"Geologischer Umweltschutz"
Expertenseminar für vietnamesische Fachkräfte
- WUS35-93 17.12. - 19.12.1993 in Falkenstein
"Rückkehr und Berufseinstieg in Indonesien"